

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Deutscher Reporterpreis 2010

**Kategorie:
Der beste freie Reporter**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

- 1) Bauer, Wolfgang: Die Hurenkinder (Focus)
- 2) Kaiser, Mario: Herrn Inces Lohn (brand eins)
- 3) Keppeler, Toni: Fremde Männer mit Bärten (kunst & kultur)
- 4) Kraske, Michael: Der ganz normale Hass (Sächsische Zeitung)
- 5) Krüger, Michaela: Ziellos zähe Tage (Kölner Stadtanzeiger)
- 6) Kunze, Anne: Die Welt als Bedrohung (Zeit Wissen)
- 7) Schmidt, Wolf: Plötzlich war da dieser Schimmel (Die Tageszeitung)
- 8) Simon, Eva: Damit muss er jetzt leben (Freitag)
- 9) Wenderoth, Andreas: Deutschland, kein Wintermärchen (Focus)
- 10) Wittmann, Martin: Die Drecksarbeit (Frankfurter Allgemeine Zeitung)

Die Hurenkinder

Sie sind die Folge eines florierenden Sextourismus auf den Philippinen. Sie sind auf der Welt, weil die Freier Kondome verweigern und den Prostituierten die Pille zu teuer ist. Sie sind die Kinder von Deutschen, Engländern, Amerikanern. Und die Einheimischen behandeln sie wie Fremde. Weil sie zu weiß sind

Von Wolfgang Bauer, Focus, 28.12.2009

Er ist fett“, sagt Noriel, 11. Der Junge hält sich das Bild ganz nah vor die Augen. „Er ist alt und hässlich.“ Auf seinem Kopf wachsen nur noch wenige Haare. Der Hals ist dürr und faltig. Die Brille hängt schief auf der Nase, trunken stiert der Mann zum Bildrand hinaus. Er hält eine zierliche Philippinerin im Arm, in Slip und knappem BH, auch sie schaut ins Leere. „Er hat meine abstehenden Ohren“, sagt Noriel. Der Junge grinst und zupft sich am Ohr. „Meine große Nase.“ Manche Kinder in seiner Klasse verspotten ihn deswegen als „Affenwarze“. Er hat einen ähnlich hellen Hautton wie der Fremde. Die Kinder in der philippinischen Provinz rufen ihn „Milchfisch“. Er ist dem Mann auf dem Foto nie begegnet und ihm doch so vertraut. Noch einen Moment hält der Junge das Bild in den Händen, den Kopf schief gelegt, nachdenklich, bevor es seine Mutter wiederwegsperrt, in einen Koffer mit Vorhängeschloss. „Mein Vater“, sagt Noriel, das Hurenkind.

Eine Generation wächst in Asien heran, die ist wie eine Art globaler Betriebsunfall, zu Zehntausenden gezeugt in der kürzest möglichen Begegnung von Mann und Frau. Der Sextourismus hinterlässt in Thailand, Kambodscha und auf den Philippinen nicht nur Tripper und Syphilis. Quer durch Asien zieht er auch eine Spur aus Kindern. Fremdartig wie Marsmenschen scheinen sie in die asiatischen Gesellschaften gefallen. Weiß und großäugig wie Europäer. Schwarz wie Afroamerikaner. Irisch rothaarig und schwedisch blond. Ihr Äußeres verrät den Broterwerb der Mütter, die außerhalb der Bordelle ein Leben in Ächtung führen. „Putok sa Buho“ nennt man ihren Nachwuchs auf den konservativ katholischen

Philippinen. Sie sind die „die aus dem Bambusrohr gepresst wurden“. „Pinulot sa taeng Kalabaw“, spotten die Menschen über sie, die „aus der Scheiße des Wasserbüffels geholt“ worden seien. Die Kinder wachsen in eine Welt hinein, die sie häufig ablehnt und in der ihnen mit zunehmendem Alter bewusst wird: Irgendwie gehören sie nicht hierher.

Noriels Mutter ist auf dem Sitz des Linienbusses in sich zusammengesunken, im Rhythmus der Schlaglöcher prallt ihr Kopf gegen die Fensterscheibe. Nida Quintana, 32, will ihre beiden Söhne besuchen, die bei Pflegeeltern auf dem Land wohnen. Alle zwei Wochen unternimmt sie die zweistündige Reise. Fast hätte sie morgens die Abfahrt verpasst. „So viel Bier“, klagt sie im Halbschlaf. Quintana arbeitet in einer Bordellbar in Angeles City auf Luzon, der philippinischen Huren-Hochburg. Club reiht sich dort an Club, Neon überstrahlt das Elend. In manchen Etablissements verdingen sich 1500 Frauen in drei Schichten. Fleischmarkt jede Nacht. Der Leib als Stapelware. Bis um sechs Uhr morgens hat ein Brite Noriels Mutter zum Trinken angehalten. Acht Bier. Nie Wasser, klagt sie. „Die wollen uns immer betrunken machen. Dann lachen sie.“ Wenn Quintana unbeobachtet war, goss sie das Bier in die Toilette, weil sie doch ihren Söhnen heute diesen Besuch versprochen hatte.

Die Haare hat sie sich vorher noch gewaschen, um für die Kinder nicht mehr nach dem Rasierwasser des Briten zu riechen. Sie hat sich Puder ins Gesicht gestäubt, damit sie nicht so grau aussieht. Als sie im Dorf der Pflegeeltern aus dem Bus steigt, mit lila Top und Pferdeschwanz, drehen sich die Alten nach ihr um, Reisbauern wie die meisten hier. Reißten ihre Münder auf, zeigen die fauligen Zähne und fauchen scharfe Lachtiraden. „Sie sind Mütter ohne Ehemänner nicht gewöhnt“, sagt Nida Quintana. Dann sieht sie die Kinder, die Pflegeeltern haben sie zur Begrüßung vor die Tür geschickt. Noriel, elf, ist Sohn eines Amerikaners, der sechsjährige Brian stammt von einem Franzosen ab. Den Älteren hießen die Pflegeeltern, das T-Shirt mit dem Werbelogo von Mutters Bordell anzuziehen. „Das wird deine Mama freuen“, sagten sie ihm. „Walhalla“ heißt die Bar, sie gehört einem Dänen, und die Frauen müssen zur Belustigung Wikingerhelme aufsetzen. Die Brüder lassen sich kurz von der Mutter drücken, bald wenden sie sich ab. Sie wollen nicht weinen.

Die Jungs wissen, ihre Mutter arbeitet hart. Was das genau bedeutet, ahnen sie nur. „Haut ab!“, rufen ihnen manchmal die Kinder in der Schule zu. „Ihr seid Weiße! Ihr gehört nicht hierher.“ Vor vier Monaten sind sie aufs Land geschickt worden. Die Großmutter, die sich früher in Angeles City um sie gekümmert hatte, ist während einer der Nachtschichten von Quintana gestorben. Ihr Tod zerriss die Familie, die Mutter zog in den Schlafsaal des Bordells, die Kinder gab sie fort. Jeden Monat schickt sie den Pflegeeltern Geld. Jeden Monat fordern diese mehr. „Ich habe keine Wahl“, sagt sie. „Ich kann sie nicht bei mir behalten.“

Brian hat nachts mit dem Zähneknirschen begonnen, so laut, dass es die anderen weckt. In den Schulpausen weicht er kaum von der Seite des Bruders. Beide sind dort die einzigen „Ausländer“-Kinder. Die Lehrer tuscheln über sie. Noriel, der besser Englisch spricht als seine Rektorin, ein empfindsamer, hochintelligenter Junge, ficht seine eigenen Kämpfe. Oft liegt er schlaflos in der Nacht. Fürchtet sich vor den Geistern der Toten, dem schwarzen Hund, dem Vampir, der nur aus einem schwebenden Oberkörper besteht. Vielleicht, überlegt Noriel, mögen auch die Toten weiße Kinder nicht. Etwa die vierjährige Pauline im Nachbarhaus, das Kind eines Deutschen, das sich immer verstecken will. Unter dem Tisch, unterm Sofa, hinter Vorhängen.

Eine Überlebenskünstlerin ist die Vierjährige, die Mutter hatte sie zu töten versucht, doch war es ihr nicht gelungen. „Eine Woche lang habe ich in der Schwangerschaft Gift gegen das Baby getrunken“, erzählt Fortunata Tanana, 29, deren Freier sie als „Wilma“ kennen. „Aber Pauline war stärker.“ Es gibt kein Bild von ihrem deutschen Vater, einem Rentner namens Robert, der Tanana viermal aufs Zimmer nahm. Sie weiß von ihm nur, dass er Musik mochte und kurze Hosen trug. Er lebt im Winter auf den Philippinen. Demnächst will sie mit einer Freundin zu ihm fahren, um wenigstens seinen Nachnamen zu erfahren. Pauline fragt immer häufiger nach ihm. Wenn im Fernsehen ein weißer Schauspieler erscheint, ruft Pauline: „Daddy!“ Zu jedem Weißen sagt sie „Daddy“. Jedes Mal wenn ihre Mutter will, dass das Mädchen eines ihrer Verstecke verlässt, sagt sie: „Daddy ist da!“ Jedes Mal kommt Pauline dann hervor.

Noriels Mutter muss gehen. Sie blieb nur eine knappe Stunde. Um 16 Uhr hat sie wieder in Angeles zu sein, Schichtbeginn. Die Rückverwandlung von der zweifachen Mutter zum BH-tragenden Häschen beginnt. Quintana durchlebt sie mit Qualen. Als „Little brown fuck machines“, bezeichnen die Touristen die Frauen. Eine schnelle Kusshand wirft sie den Brüdern zu.

Die Hurenkinder sind im Betrieb des Sextourismus die lästige Nachgeburt. In Angeles werden sie meist auch so entsorgt. Ihr Fleisch, aus dem Bauch geschabt, landet auf den Halden der Mülldeponien. Weil Abtreibungen auf den Philippinen verboten sind, floriert das Gewerbe der Engelmacherinnen, der „Comadronas“, die Operationen auf dem Wohnzimmertisch vornehmen. Es gibt im städtischen Hygienebüro, wo sich die Huren alle drei Monate untersuchen lassen müssen, eine Wand mit Todesanzeigen. Zwei Frauen des „Las Vegas“ sind neulich binnen einer Woche gestorben und zwei im „Emotion“. So groß ist das Problem, dass eine Klinik eine Notfall-Abteilung für misslungene Abtreibungen aufmachte. Denn Angeles boomt, keine Spur von Finanzkrise. Die immer wieder ausbrechenden politischen Unruhen in Thailand, heißt es, treiben der Stadt die Kunden zu. Die offiziell niedrigen Aids-Raten, die jedoch wenig glaubhaft sind, locken außerdem. Laut Studien benutzt nur einer von drei Freiern ein Kondom, und die Pille können sich die Frauen nicht leisten. Das Areal des Vergnügungsviertels hat sich in den vergangenen Jahren fast verdoppelt. Die Rechnung ist einfach. Mit jedem Club sterben mehr Frauen.

Dem Vater ihrer Tochter hastet Priscilla Allego, 20, auf der Amüsiermeile hinterher. Basketballkappe auf dem Kopf, das zerknitterte Foto des viermonatigen Babys in der Tasche. Sie ist eine kleine Frau mit kurzen Beinen. Stoßweise geht ihr Atem, er darf ihr nicht entkommen. Ein Australier, um die 60, der alle paar Monate nach Angeles reist und Allego mehrere Nächte lang „gemietet“ hatte. Immer ohne Kondom, sagt sie, er war der einzige Kunde in dieser Zeit. Eine Kollegin hatte ihr eine SMS geschickt, der Vater sei wieder in der Stadt. Einmal hat es Allego sogar geschafft, ihn zu stellen. „Das ist nicht mein Kind“, hatte er ihr gesagt. „Er hat mir nicht mal in die Augen geguckt“, erzählt sie aufgeregt. Einen DNA-Test verlangt sie. Wortlos ist er weitergelaufen. Sie folgt ihm überall hin, vom Hotel zum Bordell und in die Kneipe. Allego will Gewissheit für ihr Kind und finanzielle Unterstützung. Die

Pförtner scheuchen sie weg, von der Polizei kommt keine Hilfe. Dennoch harrt sie aus bis in den Abend, dann geht sie zurück zu ihrem Kind, das fast so weiß ist wie der Mond.

Es kräht und giggelt in dem Quartier, in dem Allego zu Hause ist, wenige hundert Meter von den Glitzerbars entfernt. Babys gibt es unter fast jedem Blechdach, fließend Wasser und Strom nur manchmal. Die Gassen sind kaum breiter als ein Handkarren. Die Familien schlafen zu fünft, zu sechst in einem Raum. Hier nährt die Prostitution die Prostitution, womit die Mütter der heutigen Huren begannen. Zunächst stellten die GIs der nahen US-Airbase die Kunden, seit deren Abzug arbeiten die Töchter international.

Vaterlosen Nachwuchs aus aller Herren Länder ziehen sie in den Slums dieser Stadt auf. Das Anderthalbjährige in der Nachbarhütte von Allego soll von einem deutschen Autohändler sein, der Dennis heißt. In der Hütte gegenüber wohnt die 29-jährige Richel Yu mit ihrem zweijährigen Sohn. Rote Haare wie der Vater, sagt sie. Ein Brite. Achtlos stopft sie Süßigkeiten in den Jungen hinein. „Er macht mir das Leben zur Hölle wie früher der Alte. Gleicher Charakter“, klagt sie. „Daddy! Daddy!“, kräht der, als er im Fernseher einen Weißen sieht. „Deinen Daddy bringe ich in den Knast“, tippt sie auf die Brust des Kleinen. „Der soll für dich zahlen.“ Es ist für viele Frauen nicht einfach, das Kind eines Kunden zu lieben.

Viele Huren verwandeln ihren Nachwuchs in bare Münze. Kinderhändler ziehen von Bar zu Bar, holen Erkundigungen über mögliche Geburten ein. Mamasans, die Vorsteherinnen der Bordelle, vermitteln die Deals. Auch bei Allego sprach ein Interessent vor, ein angeblicher Missionar, der ihr Kind haben wollte, als es noch im Bauch war. Geld versprach er ihr, die Begleichung der Krankenhauskosten, wenn sie nur die Adoptionspapiere unterschreibe. „Willst du, dass das Baby so wird wie du - eine Hure?“, bedrängte er sie. „Ich bin eine gute Mutter“, sagt sie verletzt. Eine Familie in Korea warte schon auf das Kind, lockte der Mann. Tatsächlich handelt es sich bei ihm, der sich in den Bordellen als „Missionar“ ausgibt, um einen Dozenten der Universität Amsterdam mit beruflichen Verbindungen auf die Philippinen. „Er will bei seinem nächsten Besuch das Baby sehen“, sagt Allego. „Ich habe Angst.“ In den

vergangenen Jahren, bestätigen Hilfsorganisationen in der Stadt, pendelte sich der Durchschnittspreis für ein Kind bei etwa 130 Euro ein. Zehn Monatsgrundlöhne sind in den Bordellen von Angeles City der Gegenwert eines Lebens.

Das Einzige, was den Kindern bleibt, sind Schnappschüsse. Auf ihnen glotzen betrunkene Männer aus dunkler Partynacht. Eigenartige Dokumente, die mit den wichtigsten Familienunterlagen verwahrt werden. Auch William Guarino, 16, besitzt so eine Fotografie. Sein Vater, ein Deutschamerikaner, trägt Sonnenbrille und Bierflasche vor dem Bauch. Im achten Monat der Schwangerschaft hat er sich davongemacht. Nie wieder haben sie seither von ihm gehört. William hütet das Foto wie ein Heiligenbild.

Der Junge, der aussieht wie einer aus Bremen oder Pirmasens, nur etwas zierlicher, wird auf der Straße oft auf Englisch angesprochen. Dabei versteht er es kaum. Sein Vater lebt in Deutschland, dem FOCUS hat er einen Brief an ihn mitgegeben. „Lieber Dad, hier ist dein verlorener Sohn. Das Leben für uns ist nicht einfach, aber wir haben unser Auskommen. Mutter betreibt einen kleinen Laden. Wir verkaufen alles: Reis, Zucker, Kaffee. Sogar DVDs. Ich züchte Tauben. Ich mache bald den Schulabschluss. Dad, ich würde dich gern kennen lernen. Ich liebe dich, obwohl ich dich nie getroffen habe. Ich liebe dich, weil du mein Vater bist. Bitte antworte mir.“ William ist der überbehütete Jüngste der Familie. Sein Bruder Joseph, vier Jahre älter, lernt angestrengt, studiert mit Hilfe der Preda-Stiftung für arme Familien. Er macht seinen Weg. William träumt. Ist schüchtern. Vor wenigen Wochen fiel er in den Zwischenprüfungen der Highschool durch. Muss jetzt ein Jahr wiederholen. Seine Mutter, der man ihre Zeit als Barmädchen längst nicht mehr anmerkt, weint und schimpft. William fragt sich immer häufiger, wie viel von seinem fremden Vater in ihm ist. Damit er eines Tages das Fremde in sich versteht.

Er ist der geborene Außenseiter. Die meisten Hurenkinder bleiben es, auch als Erwachsene. Sie leiden stärker als andere unter Depressionen. Die Suizidrate ist höher. Das zeigen Studien US-amerikanischer Stiftungen, die sich um die Kinder von GIs kümmern. Sie landen häufiger im Gefängnis. Besonders schwer haben es die Nachkommen von Afroamerikanern. Nur eine einzige kleine Hilfsorganisation nimmt

sich ihrer an. Die „Renew“-Stiftung an der Universität Oxford berät die Frauen in Rechtsfragen und unterstützt sie bei der Suche nach zahlungsunwilligen Vätern.

80 Dollar hat Williams Vater der Mutter überreicht, dann ist er gegangen. Sein Sohn, eigentlich unter Hausarrest, wegen der verpatzten Prüfung, darf heute ausnahmsweise auf den benachbarten Sportplatz. Basketball ist seine Leidenschaft, der Ball sein größter Besitz. Doch die Jungs, die dort bereits spielen, ignorieren ihn. Er fragt, ob er mitmachen könne. Sie grölen und juchzen. Sie schlagen ihm den Ball aus der Hand, „leihen“ sich ihn. Irgendwann geht er vom Feld und setzt sich an den Randstreifen. Sein Stammplatz. Er hofft bis zum Ende, dass sie ihn spielen lassen. Sie tun es nicht.

Herrn Inces Lohn

Dursun Ince ist einer, der sich treiben lässt. Und doch immer wieder Anschluss sucht. Deshalb macht er als Lückenbüßer schwere, schmutzige Jobs. Porträt eines Menschen, der sein Leben lang der Arbeit nachläuft.

Mario Kaiser, brand eins, 01.12.2009

In der Nacht, wenn die Blackberrys schlafen, erinnert sein Wecker ihn daran, dass seine Zeit gekommen ist. Es klingt wie ein Hämmern, metallisch, monoton wie die Melodie seiner Tage. Er krümmt sich, er windet sich, aber er fügt sich. Das ist sein Leben in einem Satz.

Er rollt sich aus seinem Bett und schlüpft in eine blaue Arbeitshose und einen blauen Strickpullover, dann zieht er eine blaue Strickmütze über seinen Kopf. Er sieht aus wie ein Aral-Tankwart auf hoher See, Dursun Ince, sein Name ist eine andere Geschichte. Er schnürt seine Schuhe, an denen der Staub und der Schweiß der vorigen Baustelle haften, und nimmt seine Arbeitshandschuhe, Modell "Work-On", genäht in China. Er ist jetzt verfügbar, einsetzbar an jedem Ort, vielleicht auch im Land seiner Handschuhe.

In der Nacht, wenn die Tage des Lohns beginnen, verschiebt sich der Mittelpunkt seiner Welt von einer Wohnung in Berlin-Kreuzberg an das stille Ende Neuköllns, in den Raum, in dem sich entscheidet, ob er gebraucht wird. Das Glück entscheidet, und es kann kalt sein. Es kann Tage, die Lohn versprechen, in Tage des Wartens verwandeln, verlorene Tage. Die Hoffnung, gebraucht zu werden, lässt Männer wie ihn in der Nacht durch die Stadt reisen, nicht wissend, was sie im Raum der Entscheidung erwartet. Ein Verlangen treibt sie, sie wollen dazugehören, wenn die anderen aufwachen und ihre Plätze einnehmen in der Arbeitswelt. Sie suchen die Lücken in dieser Welt, sie wollen sie füllen, für einen Tag, ein paar Stunden, ein paar Scheine.

Ince ist ein Prototyp des modernen Tagelöhners, ein Mann, der sein Verhältnis zur Arbeit nach seinen Vorstellungen definiert. Die Tagelöhner der neuen Zeit sind anders als die Männer, die sich während der Großen Depression Schilder umbanden, auf denen sie um "Arbeit jeder Art" bettelten. Sie sind keine hohläugigen Gestalten, getrieben von Angst. Sie müssen nicht jeden Tag arbeiten, sie müssen nicht jeden Job annehmen. Sie leiden nicht an der Knappheit ihres Geldes, sondern an der Armut ihrer Tage.

Wenn man Ince über anderthalb Jahre begleitet durch die Phasen des Tagelöhnerlebens und die Zeiten der Untätigkeit, fügt sich das Bild eines Mannes zusammen, der sich eingerichtet hat in seinem dünnen Jetzt. Er wird gehalten von einem Staat, der ihn nicht fallen lässt. Der Staat nennt das "Grundsicherung für Arbeitsuchende", die Gesellschaft nennt es "Hartz IV". Ince ist dankbar für dieses Geld, es trägt ihn durch die lohnlosen Tage.

Das Loch in seinem Leben ist die Unterversorgung mit Arbeit, das Fehlen einer Aufgabe. Er bricht, wie die meisten Tagelöhner, das Klischee vom Arbeitslosengeld-II-Empfänger. Er wartet nicht auf Arbeit, er folgt ihr. Aber nur bis zu einem bestimmten Punkt, dann lässt er los. Das ist das Tagelöhnersyndrom. Sie sind bindungsunfähig. Sie wollen dazugehören, aber sie versuchen nicht, den Bruch zwischen sich und der Arbeitswelt zu reparieren. Sie spezialisieren sich auf die Lücke.

Leise schließt Ince in seiner Kreuzberger Wohnung die Tür hinter sich und lässt seine Frau und vier Kinder zurück. Um 3.59 Uhr steigt er am Schlesischen Tor in die erste U-Bahn des Tages, er muss sie erreichen, wenn er nicht zu spät kommen will. Die Jobs werden um 4.30 Uhr vergeben, nicht eine Minute später. Ince reist durch die Arbeitswelt wie mit dieser U-Bahn: Er fährt ein Stück mit, dann steigt er wieder aus.

Er fing viel an und brach viel ab, so verlaufen Tagelöhnerleben. Es ist schwierig, sie auf ein Blatt zu schreiben und sich mit ihnen zu bewerben. Inces Name klingt nach Migrationshintergrund und anderen hilflosen Begriffen für das neue Deutschland, doch er ist nur eine türkische Chiffre für eine deutsche Geschichte. Sie kamen nie wirklich zusammen, Ince und die Arbeitswelt, das verbindet ihn mit den deutschen Tagelöhnern. Sie sind Fremde in ihrem Land.

Der Raum der Entscheidung liegt am Ende der Sonnenallee, in einer Gegend Neuköllns, die aussieht wie ein aufgeblähtes Spielzeugland. Auf seinem Weg geht Ince vorbei an der Spielhalle "Glücksoase", der Kneipe "Koma" und dem Hotel Estrel, das wie ein Kreuzfahrtschiff am Ufer des Neuköllner Schifffahrtskanals liegt. Zwischen der Wurstbude Curry-Sonne und der Kleingartenkolonie Steinreich bleibt er vor einem großen dunklen Klotz stehen, an dessen Fassade in weißen Buchstaben das Wort schimmert, das ihn lockt: Arbeit.

Die Agentur für Arbeit Berlin-Süd ist die Kaaba der Tagelöhner, der Mittelpunkt ihrer Welt. Sie pilgern aus allen Winkeln der Stadt zu dem Klotz und stellen sich vor dem Hintereingang auf. Sie bilden keine Reihe, sie positionieren sich nicht. Das Glück entscheidet. Sie nehmen die Haltung der Tagelöhner ein. Sie stehen bereit und warten.

Das Gebäude, in dem sie nach Arbeit suchen, hat die Architektur der Behörde, die sie vermitteln soll, wuchtig, verschachtelt, in den Korridoren verliert man sich. In den ersten Stunden des Tages sind nur drei Fenster im Erdgeschoss erleuchtet. Hinter einem sitzt Thomas Schröder. Er ist der Mann, der die Tagelöhner zu den Lücken in der Arbeitswelt führt.

Um halb vier, wenn Ince seine Wohnung verlässt, fährt Schröder in seinem Büro die Systeme hoch. Er schaltet den Computer ein, das Radio, die Kaffeemaschine. Dann setzt er sich an seinen Schreibtisch, hört den Anrufbeantworter ab und liest E-Mails. Die Lücken in der Arbeitswelt öffnen sich oft außerhalb seiner Arbeitszeit. Wenn auf einer Baustelle jemand fehlt, der die Wände einreißt. Wenn bei einem Umzug jemand fehlt, der die Waschmaschine trägt. Wenn in einem Schlachthof jemand fehlt, der die Klagen abwischt.

Tagelöhner sind leicht zu orten, man findet sie in Räumen, in denen es sehr kalt ist oder sehr heiß, sehr staubig oder sehr feucht. Und immer im Dreck. Sie arbeiten mit ihren Händen, mit denen erledigen sie klar definierte, nicht zu komplexe Aufgaben. Sie sind die Träger und Bücken der Arbeitswelt, der wichtigste Teil ihrer Anatomie ist ihr Rückgrat. Vielleicht sind deshalb so viele von ihnen Gebrochene.

An diesem Morgen kann Schröder zwei Männern ein außergewöhnliches Angebot machen. Eine Baufirma sucht zwei Helfer, die einen Nadelfilzboden

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

herausreißen sollen. Sie bietet zehn Euro für jede Stunde, drei Tage lang. Ein Tagelöhnertraum. Die Firma beschreibt die Aufgabe als "Arbeit in ungünstiger Körperhaltung". Schröder ahnt, was die Männer erwartet. "Die werden irgendwann nicht mehr hochkommen", sagt er. "Die müssen dann mit dem Filzboden rausgerollt werden."

Die Firma hat einen Wunsch. Sie bittet Schröder, nicht nur auf "Belastbarkeit" zu achten, sondern auch auf eine "gepflegte Erscheinung". Schröder versteht das, er kennt die Erscheinungen der Tagelöhner. Er fährt mit einem gelben Textmarker über den Wunsch, dann geht er zu der Tür, hinter der die Männer in Dunkelheit warten. "So", sagt Schröder und rasselt mit seinem Schlüsselbund, "Raubtierfütterung! "

Die Männer drücken ihre Zigaretten aus und gehen ins Licht. Der Raum der Entscheidung ist ein Rechteck mit sieben Reihen der auf Stangen montierten hellblauen Schalensitze, die fast überall in den Arbeitsagenturen stehen - das Corporate Design des reformierten Sozialstaats. Die Männer blicken alle in dieselbe Richtung. Auf das Loch in der Wand.

Hinter dem Loch sitzt Schröder. Wenn er eine Nachricht hat für die Männer auf der anderen Seite, öffnet er eine Luke und zeigt kurz sein Gesicht. Ein kleiner Karton steht vor der Luke, die Männer ziehen an ihm vorbei und legen Karten hinein, auf denen ihre Namen stehen. Dann setzen sie sich und warten auf den Moment.

Der Moment kommt jeden Morgen um halb fünf, wenn Schröder im Loch erscheint. Er greift nach dem Karton, nimmt die Karten heraus und mischt sie. Die Männer verstummen und starren auf Schröders Hände, einige erheben sich. Schröder mischt noch einmal, dann legt er die Karten wie ein Patience-Spieler nebeneinander. In dieser Reihenfolge wird er die Jobs vergeben. Wenn er Jobs hat.

Schröder verkündet die Reihenfolge, und die Männer, die ihre Namen als letzte hören, nehmen ihre Karten und gehen. Schröder hat noch nicht gesagt, wie viele Jobs er anbieten kann, doch die Männer wissen, dass es selten mehr sind als zwei oder drei. Vor Schröder liegen 17 Karten.

Er betrachtet die Karten und überlegt, dann bittet er die Männer, die ihm belastbar und gepflegt erscheinen, in sein Büro. Er muss jetzt vorsichtig sein. Er

überstimmt das Glück, und an der Stelle sind die Männer empfindlich, besonders die mit ungepflegter Erscheinung. Herr Zimmermann will keinen Nadelfilzboden herausreißen. Er sagt, er habe das schon einmal gemacht und danach tagelang nicht aufrecht gehen können. Der nächste Kandidat sagt, es sei zu viel Geld.

Das ist das Dilemma der Tagelöhner, zu viel Geld. Sie sind in den Augen des Sozialstaats Empfänger, und wenn Arbeitslose arbeiten, verwirrt das den Staat, es macht ihn misstrauisch. Er befürchtet, sie könnten zu viel empfangen. Der Staat kennt keine Tagelöhner, er kennt nur Arbeitslosengeld I und II. Tagelöhner sind Empfänger der zweiten Klasse, für ihre "bedarfsorientierte Grundversorgung" errechnet der Staat 359 Euro im Monat. Wenn sie zu viel arbeiten und mehr als 100 Euro im Monat verdienen, zieht der Staat einen großen Teil ihres Lohns von ihrem Arbeitslosengeld ab.

Wenn Tagelöhner die 100-Euro-Grenze überschreiten, betreten sie das Land der Anrechnung. Je mehr sie arbeiten, je mehr sie verdienen, desto mehr wird ihnen angerechnet. Es ist ein trügerisches Wort: anrechnen. Es klingt nach Anerkennung, doch für Tagelöhner ist es ein anderes Wort für Verlust. Von jedem Euro, den sie jenseits der 100-Euro-Grenze verdienen, bleiben ihnen 20 Cent. Und wenn sie die 800-Euro-Grenze überschreiten, dürfen sie von jedem Euro nur 10 Cent behalten.

Das ist der Spagat des Sozialstaats, der Versuch, Arbeitslosen das Arbeiten nicht zu verbieten und gleichzeitig den Staat vor Ausbeutung zu schützen. Es ist schwierig, Gerechtigkeit in Formeln zu pressen.

Die meisten Tagelöhner verschwinden, wenn sie die 100-Euro-Grenze erreichen. Sie ziehen sich in ihre Wohnungen zurück und warten auf das Ende des Monats, wenn sie wieder zu Empfängern werden. Einige aber arbeiten weiter. Weil sie das Geld sofort brauchen. Weil sie die Leere zu Hause nicht aushalten.

Thomas Schröder kann das System nicht ändern, er kann nur versuchen, es zu vermitteln. Er kennt die Ungeduld der Tagelöhner, ihre Kurzsichtigkeit im Umgang mit Geld. Das ist ihre schwache Stelle, dort setzt er an bei dem Kandidaten, der sagt, es sei zu viel Geld.

"Sie wollen das Geld doch bestimmt lieber am Ende des Tages bar auf die Hand bekommen, als bis zum Monatsende zu warten", sagt Schröder. "Will ick aber nich", sagt der Mann. "Tja", sagt Schröder, "das ist die Problematik."

Die Problematik ist Inces Chance. Er ist der dritte Mann auf Schröders Liste. Er hört sich das Angebot an, dann stehen die beiden sich schweigend gegenüber. "Und?", fragt Schröder nach einer Weile. Ince versteht die Frage nicht, versteht nicht, dass er Nein sagen dürfte. Er sieht Schröder an, als wollte er fragen: Bin ich mitten in der Nacht auf gestanden, um Arbeit abzulehnen?

Dursun Ince, Vermittlungsvorschlag 2071, Steuerklasse 3, hat jetzt drei Tage lang Arbeit. In Schröders Akte steht eine unvollständige Liste der Stationen auf Inces Weg durch die Arbeitswelt. Kraftfahrzeugmechaniker, Verpacker, Verkäufer, Küchenhilfe, Lagerverwalter, Berufskraftfahrer, Kunststoffverarbeiter. Nadelfilzbodenherausreißer passt gut in die Reihe.

Schröder kümmert sich nun um die Details, er ist der persönliche Referent der Tagelöhner. Er kopiert Inces Lohnsteuerkarte und Sozialversicherungsausweis und heftet sie an die "Bescheinigung über Nebeneinkünfte nach Paragraph 313 des Dritten Buches SGB II". Dann kopiert er einen Ausschnitt des Stadtplans, markiert den Ort, an dem Arbeit auf Ince wartet, und erklärt ihm, welche U-Bahn er am besten nimmt. Wenn das Dritte Buch des Sozialgesetzbuches II es verlangte, würde Schröder ihm auch Pausenbrote schmieren.

Das ist der Reiz des Tagelöhnerlebens. Die Männer müssen keine Stellenangebote lesen, sie müssen sich nicht bewerben. Sie müssen nur in den Raum der Entscheidung kommen und Glück haben.

Der andere Nadelfilzbodenherausreißer ist Thomas Menzel. Er ist heute zum ersten Mal gekommen, und eine Stunde später geht er mit einer Adresse und dem Versprechen von drei Tagen Arbeit. Er sieht nicht so aus, als empfinde er das als Glück.

Um halb sieben treffen sich Ince und Menzel in einer U-Bahnstation im Wedding. Sie gehen in eine ehemalige Fabrikhalle, auf deren Dach weiße Satellitenschüsseln leuchten, dann stehen sie im Foyer der Deutschen Welle. An der

Rezeption erwartet sie Bernd Buchwalder, er ist der Mann, für den sie den Filzboden herausreißen sollen. Sie tragen sich in die Gästeliste ein und klemmen sich Besucher ausweise an die Brust. "Wir haben uns hier sehr zurückhaltend zu verhalten", sagt Buchwalder. "Aus dem Weg gehen. Sauber sein. Jeder Krümel wird sofort nach oben getragen." Er meint die Chefetage.

Raum 125 ist 101,87 Quadratmeter groß und ausgelegt mit dem Fundament deutscher Bürokultur, grauem Filzboden.

Ince und Menzel zücken Teppichmesser und gehen auf die Knie. Sie schlitzten den Boden auf, dann nehmen sie einen Hammer und rammen einen Meißel zwischen Teppich und Boden, sie suchen einen Angriffspunkt. Sie ziehen am Teppich, doch er rutscht ihnen aus den Händen, immer wieder. Sie nehmen Zangen, doch der Teppich scheint untrennbar mit dem Boden verbunden. "Alter Schwede!", ruft Menzel und wirft seine Zange weg. Er legt den Kopf in den Nacken und geht eine Runde im Kreis. "Die anderen wussten, warum sie nicht wollten."

Ince schweigt. Sie gehen zurück auf die Knie und ziehen den Filzboden in Zeitlupe ab, Zentimeter um Zentimeter, als häuteten sie ein Tier. Sie klammern sich an den Teppich, sie zerren, ihre Gesichter glühen. Sie stemmen sich gegen den Widerstand, sie stehen schräg in ihren Schuhen. Und dann reißt der Teppich, und sie fallen um wie Erschossene.

Ince ist besser ausgerüstet als Menzel, er hat Arbeitshandschuhe und ein Taschentuch, mit dem er sich den Schweiß von der Stirn wischt. Menzel hat nackte Hände und eine leicht entflammbare Wut. Wenn Ince sieht, wie Menzels Gesicht sich rötet, wenn er hört, wie er schnaubt, immer zorniger, reicht er ihm seine Wasserflasche und sagt: "Mach mal 'ne Pause."

Der Filzboden in Raum 125 ist wie eine Bühne, auf der Ince und Menzel ein Kammerspiel der neuen alten Arbeitswelt aufführen. Lange bevor sie sich hier krümmten, schraubten Arbeiter der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in diesen Hallen Lokomotiven zusammen. In Raum 125 verbinden sich die Stränge verschiedener Epochen der Arbeit, es ist ein passender Ort für eine Geschichte über moderne Tagelöhner. Sie knien auf dem Boden der Redaktion "Deutschland heute".

Sie sind ein unpassendes Paar, Ince und Menzel. In der Frühstückspause, als sie trocknen, tasten sie das Leben des anderen ab. Ince wurde vor 45 Jahren in der Nähe der Stadt Erzincan geboren. "Ich komme aus Anatolien", sagt er. Es klingt wie eine Entschuldigung. Menzel wurde vor 39 Jahren in Berlin geboren. "Ich komme aus Neukölln", sagt er. Es klingt wie ein Vorwurf. Er sieht Ince an und überlegt einen Moment. "Ich habe nichts gegen Ausländer", sagt er dann, "aber die schmeißen ihren Müll aus dem Fenster." Ince nippt an seinem Tee und schweigt. Er kann das sehr gut, schweigen.

Auf dem Filzboden, im Kampf mit der deutschen Wertarbeit, ergänzen sie sich gut, der stille Türke und der zornige Deutsche. Es hilft, dass Menzel sieht, wie Ince seine Brottüte in den Müllsack wirft.

Als Buchwalder das Zeichen zur Mittagspause gibt, eilt Menzel zur Tür, als wolle er flüchten. Ince geht ziellos die Straße entlang und bleibt zwischen zwei Imbissläden stehen, einem türkischen und einem deutschen. Er blickt durch die Scheiben, er zögert, dann betritt er den türkischen Laden. Er bestellt einen Döner und nimmt den Tisch hinten links, zwischen den Spielautomaten und dem Wandgemälde einer Moschee. Er sitzt irgendwo zwischen Berlin und Anatolien.

Er bekommt einen entfernten Blick, wenn er sich an seine Kindheit erinnert, an die Jahre, in denen er mit seinem Vater Schafe hütete in den Bergen Anatoliens. Er vermisst die Weite der Felder, ihre Stille. Er würde gern zurückkehren in das Land seiner Sehnsucht, nach Schleswig-Holstein. Ince war 14, als der Vater die Familie nach Deutschland brachte, in das Land der Arbeit. Sie landeten in Talkau, in der Nähe von Mölln, dort fand der Vater Arbeit auf einem Bauernhof. Er war der Knecht, der alles machte.

Der Gutsherr starb irgendwann in seinen Stiefeln, und Inces Familie zog weiter. Manchmal schreibt die Witwe ihm Briefe und fragt, ob er nicht zurückkommen wolle. Er würde morgen gehen, aber seine Frau will nicht. Sie fürchtet die Einsamkeit der Provinz, und er widerspricht ihr nicht. Er kann das nicht gut.

Wenn im Fenster die ersten Lichter des Berufsverkehrs vorbeiziehen, beginnen die Zurückgebliebenen im Raum der Entscheidung ihr Beschäftigungsprogramm. Sie

sitzen auf den Stangen und überlegen, ob sie nach Norwegen auswandern. Sie fragen sich, was im Koran steht. Sie hören den Klang der Absätze der Sachbearbeiterinnen auf dem Gang und stellen sich vor, wie sie die Hüften dazu bewegen. Sie rufen ihre Handys an und tanzen zu den Klingeltönen.

Einer der Männer setzt sich nie hin. Er schlurft wie ein Schlafwandler durch den Raum und untersucht die Scharniere der Türen, die Lichtschalter, die Steckdosen, das Heizungsventil. Er rüttelt an allem, als suche er etwas, das er reparieren könnte. Der Raum wirkt therapeutisch in diesen Momenten.

In Raum 125, auf dem Boden der Redaktion "Deutschland heute", legt Ince die Hände auf seinen Bauch. Er hat den Döner nicht vertragen. Schweiß rinnt an seinem Hals hinab, er ist ausgelaugt, doch er lässt nicht los. Er zerrt an dem Filzboden, als wehre er sich gegen seinen Vornamen. Wenn man ihn fragt, was Dursun bedeutet, lächelt er und sagt: "Lass es liegen."

Alles ist rundlich an ihm. Sein Körper passt zu einem Mann, der schwer greifbar ist. Er bewegt sich unauffällig, bescheiden im Auftritt und immerzu zögernd, entschlossen nur in seinem Willen, sich nicht zu sehr festzulegen.

Am nächsten Morgen, als Ince das Foyer der Deutschen Welle betritt und sich in die Besucherliste einträgt, steht Menzels Name schon dort. In die Spalte für den Namen der Firma schrieb Menzel "Jobcenter". Ince trägt den Namen von Buchwalders Firma ein. Er will dazugehören.

Sie sind heute besser ausgerüstet. Menzel trägt Arbeitshandschuhe, Baustellenschuhe und ein frisches weißes T-Shirt, und Buchwalder hat Krallengriffe besorgt, mit denen ihnen der Filzboden nicht aus den Händen rutscht. Doch das Buckeln des ersten Tages zehrt an ihnen, ihre Bewegungen sind langsamer, steifer. Nach einer halben Stunde blickt Menzel sich um, beugt sich zu Ince hinüber und fragt: "Machen wir Pause?" "Mach ruhig", sagt Ince und arbeitet weiter.

Menzel sieht ihn an, als würde er ihm gern ins Gesicht spucken. Er stürzt sich anfallartig auf den Filzboden, er reißt an ihm, als sei es ein Kampf, den er in den ersten Sekunden gewinnen muss. Ince hat den gelasseneren Blick und den gleichmäßigeren Rhythmus, und niemals beklagt er sich. Er ist der bessere Deutsche.

Menzel blickt sich jetzt häufiger um. Er wird stiller. Er lauert. Irgendwann nach der Frühstückspause zieht er seine Jacke an und sagt: "Bin gleich wieder da."

Es dauert eine Weile, bis Ince begreift, dass Menzel abgehauen ist. Eine Zeit lang macht er sich Sorgen um ihn, doch er arbeitet weiter, als wäre nichts passiert. Buchwalder gefällt das. Er beobachtet, wie Ince den Filzboden verschwinden lässt, leise und ohne Zorn. Am Ende des Tages kniet er sich neben ihn und sagt: "Wir müssen mal über Ihre Zukunft reden."

Ince sieht ihn an, als mache ihm die ses Wort Angst. Zukunft. Es klingt nach etwas, das zu groß für ihn sein könnte, ein endloser Nadelfilzboden. "Sie haben ja Durchhaltevermögen bewiesen", sagt Buchwalder. "Können Sie sich denn vorstellen, fest für mich zu arbeiten?" Ince sieht auf seine Schuhe und schweigt. Und dann sagt er, was er oft sagt in Momenten, in denen er sich entscheiden muss. Er sagt: "Na ja."

Buchwalder baut ihm eine Brücke und fragt, was er vor seinem Leben als Tagelöhner gemacht hat. Ince erzählt, dass er eine Lehre zum Mechaniker bei Mercedes-Benz begann, sie aber nicht abschloss. Buchwalder nickt und wartet. Auf die Antwort auf seine erste Frage. Doch Ince steht nur verloren in der Stille. Buchwalder gibt auf und drückt ihm einen 100-Euro-Schein in die Hand, den Lohn des Tages.

Tagelöhner leben in einem Widerspruch. Sie stellen sich zur Verfügung, aber sie wollen nicht verfügbar sein. Sie wollen zur arbeitenden Gesellschaft gehören, aber sie wollen die Unverbindlichkeit ihres Lebens nicht aufgeben. Die Freiheit, jeden Morgen zu entscheiden, ob sie arbeiten oder nicht. Die Freiheit, den einen Job anzunehmen und den anderen abzulehnen. Es geht ihnen nicht so schlecht, dass sie gezwungen wären, mit ihrem Tagelöhnerleben zu brechen.

Es gibt einen Konstruktionsfehler in der Welt der Tagelöhner. Sie machen die schwerste, schmutzigste Arbeit, aber die Leistungsfähigsten, Belastbarsten betreten diese Welt nicht. Die meisten Tagelöhner sind über 40, viele über 50, manche über 60. Die Jüngeren, sagt Schröder, haben keine Lust, nachts um drei aufzustehen. "Da kommen die ja in der Regel erst nach Hause." Es ist das Glück der Älteren, doch sie bezahlen dafür. Sie betreten den Raum jeden Morgen ein bisschen erschöpfter.

Schröder sieht es an ihrem Gang, er hört es in ihren Stimmen. "Manche", sagt er, "sind irgendwie verbraucht."

Arbeitslosigkeit ist seit 1982 Schröders Arbeit, damals war die Agentur noch eine Anstalt. Sein Titel verbindet die Sperrigkeit der alten Zeit mit dem Sound der neuen, er nennt sich "Fachassistent in der Jobvermittlung im Jobcenter". Das Neusprech der Agentur ist mehr als eine Hülle. Es reflektiert den Wandel in der Arbeitswelt, die Entkopplung der Arbeit vom Beruf, das Ende der "Stelle" als permanenter Ort. Aus Arbeit, die der Duden als "körperliche oder geistige Betätigung" definiert, wird ein Job, eine "Gelegenheit zum Geldverdienen".

Schröder sitzt in seinem Büro wie im Vorzimmer der neuen Arbeitswelt. Er ist ein Leiharbeiter, er gehört eigentlich zur Agentur für Arbeit, die sich um die schwierigen Fälle kümmert, die Empfänger von Arbeitslosengeld I. Aber seitdem der Staat nicht mehr unterscheidet zwischen Arbeitslosen und Sozialhilfebedürftigen, hilft Schröder im Jobcenter aus, dem Sammelbecken für die hoffnungslosen Fälle, die Empfänger von Arbeitslosengeld II. Es hat seinen Blick verändert, sein Gefühl für das Machbare. "Ich bin froh", sagt Schröder, "wenn ich mittags nach Hause gehen und sagen kann: Heute habe ich einen glücklich gemacht."

Für die meisten Tagelöhner ist Schröder ein Schwein, das Gesicht eines Staates, vor dem sie den Respekt verloren haben. Sie sehen nicht, was der Staat für sie tut. Sie sehen nur, dass der Staat Fragen stellt, dass er Rechenschaft verlangt. Dass er dem Papier mehr glaubt als ihrem Wort. Schröder, der Erfüllungsgehilfe des Glücks, ist für sie ein Instrument. Sie benutzen ihn.

Um halb sechs betritt ein Fremder den Raum. Er hat sein Resthaar sorgfältig nach hinten gekämmt und im Nacken auf Linie geschnitten, unter dem Arm hält er ein Klemmbrett. Er trägt sandfarbene Leinenschuhe mit weißer Sohle und eine Brille mit schmalen Gläsern, die er mit der Handbewegung des Belesenen auf die Stirn schiebt. Er sieht aus wie ein Oberarzt auf dem Weg zur Visite.

"Die Spätschicht!", ruft jemand. Der Fremde zuckt zusammen, dann setzt er sich in eine der hinteren Reihen und schlägt ein kleines Buch auf. Es trägt den Titel "Zeitmanagement". Er legt das Klemmbrett auf seine Oberschenkel und zeichnet

Tabellen und Kurven auf kariertes Papier, vielleicht sucht er nach der verlorenen Zeit. Manchmal hebt er den Kopf und betrachtet die Männer um sich herum wie Figuren, die er zu entschlüsseln versucht. Er ist ein Architekt ohne Arbeit. Er geht irgendwann und kommt nie wieder.

Am Morgen des dritten Tages taucht Menzel wieder bei der Deutschen Welle auf. Er will seinen Lohn. Er rechnet Buchwalder mit buchhalterischer Akribie vor, dass er dreieinhalb Stunden arbeitete, bevor er verschwand. Dass er Ince im Stich ließ und einem anderen Tagelöhner den Platz wegnahm, fließt in seine Rechnung nicht ein. Buchwalder will keinen Streit. Er gibt ihm 35 Euro und fragt, warum er abgehauen ist. "Weil es ein Scheißjob ist", sagt Menzel. Dann öffnet er Buchwalder nach und geht zur Tür, dreht sich zu Ince und sagt: "Schönen Tag noch."

Ince schweigt. Er hat einen neuen Partner auf dem Filzboden. Neben ihm kniet Norbert Linke, 39 Jahre alt, erweiterter Hauptschulabschluss, abgebrochene Lehre bei Beiersdorf, Verträge bei Zeitarbeitsfirmen, Endkontrolle am Fließband, Flugabfertiger in Tempelhof, eine Freundin mit Krebs in der Zunge, die Prognose ist dunkel. "Ich muss raus", sagt Linke, "ich werd' verrückt zu Hause."

Um viertel nach zehn nähert sich Buchwalder, und Ince und Linke sehen ihn wissend an. Sie sitzen auf einer Filzbodeninsel, auf der kaum noch Platz ist für sie. "Ich hab' hier nichts mehr", sagt Buchwalder. Das ist der Schlusssatz des Tagelöhners. Er bezahlt sie bis elf und fragt Ince nach dessen Telefonnummer. Die von Linke interessiert ihn nicht.

Ince macht ein Gesicht wie nach einer Niederlage. Er sah, wie der Filzboden unter ihm verschwand, aber er dachte, es würde irgendwie weitergehen, wenigstens noch bis zum Ende des Tages. So träumen Tagelöhner, auf Sichtweite. Er reißt mit Linke das letzte Filzstück vom Boden, dann fahren sie mit dem Aufzug hinunter zur Empfangsdame und geben ihre Besucherausweise ab, zwei Gastarbeiter in Deutschland.

Sie gehen zurück auf Los. Linke holt sich im Supermarkt das Pfand für die leeren Flaschen, die er in den letzten Minuten auf der Baustelle einsammelte. 1,25 Euro. Das ist seine Bonuszahlung, der Wert von sieben Minuten und 30 Sekunden

Arbeit in ungünstiger Körperhaltung. Ince geht nach Hause. Dort sitzt er vor der Furnierschrankwand, in der die Bilder seines Lebens stehen, und guckt mit seinen Kindern das Nachmittagsprogramm von RTL 2. "Wenn ich Pause mache", sagt er, "fehlt mir was."

Ince glaubt, dass der deutsche Sozialstaat gut für ihn sorgt. Der Staat gibt ihm Geld für ein Leben ohne Arbeit, für die Miete, für die Kinder, für den Strom. Er versteht nicht, warum manche Familien mit dem Geld nicht auskommen. "Geht doch", sagt er.

Ince wäre gern Deutscher geworden. Vor ein paar Jahren bemühte er sich um die Staatsbürgerschaft, doch ihm fehlte die Geduld für den Prozess. Er trieb über die Flure der Bürokratie wie durch die Arbeitswelt. Irgendwann ließ er los.

Einmal wollte er Deutschland verlassen. Er las in der Zeitung eine Stellenanzeige, in Kanada suchten sie Holzfäller. Ihm gefiel der Gedanke, in der Stille des Waldes zu arbeiten. Er rief an, aber er ging nicht. Er hängt fest im "Na ja".

In seinem Büro in der Sonnenallee greift Schröder zum Telefon und ruft ein paar Firmen an, die bei ihm regelmäßig Tagelöhner bestellen. Er fragt sie nach ihren Erfahrungen, ihren Wünschen.

"Die wollen auch mal gestreichelt werden", sagt Schröder. Dann ruft er Firmen an, von denen er glaubt, sie könnten Interesse an seinen Männern haben. Manche sind überrascht, dass es so etwas noch gibt, Tagelöhner. Andere verstehen es als Einladung zur Ausbeutung. Sie glauben, sie könnten die Männer mit drei Euro Stundenlohn abspeisen. "Die denken, das sei hier das letzte Pack", sagt Schröder. Manchmal klingt er wie der Anwalt der Tagelöhner.

Arbeit war für Ince immer etwas, dem man nachläuft, von Anatolien nach Schles-wig-Holstein, von Kreuzberg nach Neukölln. Der Gedanke, dass Arbeit auf ihn warten könnte, ist ihm fremd. Er ist ein Mann der vier Jahreszeiten, für jede sucht er sich den passenden Job.

Im vergangenen Sommer arbeitet er für eine Baufirma. Er soll zwei Wochen bei Abrissarbeiten helfen, eine Festanstellung in der Zeitrechnung der Tagelöhner. Er fährt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schutt mit einer Schubkarre zum Container, zuverlässig und still. Doch am dritten Tag macht er einen Fehler. An dem Container löst sich eine Ladeklappe und schlägt auf seinen Oberschenkel. Er arbeitet weiter, will den Job nicht verlieren, aber er kann bald nicht mehr gehen. Ince entschuldigt sich und fährt ins Krankenhaus.

Es dauert eine Woche, bis er sein Bein wieder bewegen kann, und er beschließt, nicht mehr auf Baustellen zu arbeiten. Ince hat Angst, dass er beim nächsten Unfall weniger Glück haben könnte. Dass es ihn irgendwann treffen könnte wie den Tagelöhner, den er in eine Starkstromleitung greifen sah.

Im Herbst geht Ince einen neuen Weg. Er legt sich fest, ein bisschen. Er nimmt einen Mini-Job als Verkehrsschildreiniger an und bringt Ordnung in den deutschen Schilderwald, zieht Aufkleber ab, entfernt Graffiti, 12,5 Stunden die Woche, 400 Euro im Monat. Es ist seine Reaktion auf die Finanzkrise. Auf dem Arbeitsmarkt schließen sich die Lücken, es wird eng für Tagelöhner in den Zeiten der Insolvenz. Das Verkehrsschildreinigerleben ist Inces Versuch, systemrelevant zu bleiben.

Im Winter erweitert er sein Portfolio. Er wird Mitglied der schnellen Eingreiftruppe der Berliner Stadtreinigung. Er fegt Laub, schippt Schnee, streut Salz, wann immer das Wetter Lücken in die Personaldecke der Stadtreinigung reißt. Er hat Glück, es ist ein langer, eisiger Winter.

Ince spürt, dass sein Körper ein schwindendes Kapital ist, und er beginnt, wie ein Unternehmer zu denken. Er stellt sich breiter auf. Mit einem Gabelstaplerführerschein will er sich Zugang zu den Schnittstellen der globalisierten Welt verschaffen. Er glaubt, es könnte ein Ausweg aus der Bauschutt- und Filzbodenwelt sein.

Er fühlt sich gefangen im Takt des Tagelöhnerlebens, in der Enge der Stadt, und eines Morgens bricht er aus. Nach einer Nacht, in der er schwach wurde und wieder auf einer Baustelle arbeitete, nimmt er seinen Lohn und kauft eine Fahrkarte nach Schleswig-Holstein. Er steigt in den Zug und fährt in seine Vergangenheit, zu dem Bauernhof, auf dem sein Vater Knecht war. Die Briefe der einsamen Witwe lassen Ince nicht los. Er will für sie arbeiten, doch er kommt zu spät. Die Witwe hat andere Männer gefunden. Einen Tag lang ist er verschwunden, abgetaucht in seinem Traum

vom Leben. In der Nacht kommt er zurück nach Berlin, desillusioniert, verloren in der Stadt. Ein Bauer ohne Land.

Im Frühling zerfällt Inces Leben. Er wird schmaler in der Krise, er isst wenig und trinkt kein Bier, seine Leberwerte sind schlecht. Er war lange nicht mehr bei Schröder. Er will das nicht mehr, das Aufstehen mitten in der Nacht, das Karten legen im Raum der Entscheidung.

Am Tag der Arbeit sitzt er in seinem Wohnzimmer, als hätte ihn dort jemand vergessen. Es gibt nicht mehr viel in diesem Zimmer. Ein Sofa, einen Tisch, einen Fernseher und ihn. Die Schrankwand, in der die Bilder seines Lebens standen, ist verschwunden. "Hat meine Frau weggeschmissen", sagt er und blickt auf die kahle Wand. Die Frau ist noch bei ihm, aber er sitzt da wie in einem Bild von der Leere in seinem Leben.

Er hat die Tapete von den Wänden gerissen und den Teppich vom Boden gezogen, er wird sein eigener Tagelöhner. Im Flur hat er einen neuen Laminatboden verlegt, doch er muss ihn wieder herausreißen. Er bat den Vermieter nicht um Erlaubnis. Ince sitzt vor dem Fernseher wie vor einem Kaminfeuer, an dem er sich wärmt. Auf dem Tisch liegt ein "Wacht-turm"-Heftchen der Zeugen Jehovas mit dem Titel "Die christliche Wiedergeburt: Der Weg zur Rettung?" Es ist eine merkwürdige Lektüre für einen Alewiten.

Er wird immer schwerer erreichbar, er zieht sich immer weiter zurück, doch für ihn sieht es so aus, als entfernten sich alle von ihm. Die Witwe schreibt ihm nicht mehr. Ein Brief, den er ihr schickte, kam als unzustellbar zurück. Er glaubt, dass sie tot ist. Auch Schröder ist fort. Als Ince nach langer Zeit wieder den Raum der Entscheidung betritt, mischt dort ein anderer Mann die Karten. Aber es ist Zeitverschwendung, er hat keine Jobs.

Die anschwellende Arbeitslosigkeit in Deutschland folgt der Krise wie ein Nachbeben, und die Kurzarbeitsorgie dichtet die letzten Lücken in der Arbeitswelt ab. Es verändert alles im Raum, die Zahlen, die Gesichter, die Atmosphäre. Schröder ist nicht fort, er war nur verreist. Er sitzt hinter dem Loch wie ein Urlauber, braun gebrannt, und beugt sich über die Bilanz der vergangenen Monate. Vor der Krise

konnte er in guten Monaten mehr als 200 Jobs vermitteln, jetzt sind es knapp über 100. Die Ziehung der Tagelöhner wiederholt sich jeden Morgen in einer Endlosschleife der Enttäuschung.

Während im Kanzleramt Banken gerettet und Verschrottungsblasen gebildet werden, verhandeln Schröder und die Tagelöhner über das Kaffeeabkommen. Die Männer können sich den Kaffee an der Tankstelle gegenüber nicht mehr leisten, und sie einigen sich mit Schröder darauf, dass sie den Kaffee bei Aldi kaufen und er ihn für sie kocht. Es hilft Schröder, die Stille nach der Ziehung der Tagelöhner zu überbrücken. Er fragt dann schnell: "Kaffee?"

Im Raum steht jetzt eine Sitzreihe weniger, vielleicht brauchten sie die Sitze auf der anderen Seite der Straße, im Jobcenter, wo die Schlange der Arbeitslosen vor der Tür immer länger wird. Sie stehen jetzt 70 Meter die Straße herunter, bis zur Einfahrt von McDrive.

Vor Schröders Tür ist die Gruppe kleiner geworden. Herr Bogen, der Schiffsbauer, ist noch da, er sitzt am Fenster und liest ein Buch mit dem Titel "Erneuerbare Energien". Herr Müßig ist immer noch fleißig. Menzel, der Ince im Stich ließ, haut immer noch ab, wenn er auf einer Baustelle die Lust verliert. Aber Linke, der ihn ersetzte, und Herr Zimmermann, der keinen Filzboden herausreißen wollte, sind verschwunden, auch der Mann, der sich nie setzte.

In der ersten Reihe sitzen drei neue Lohnsuchende, doch sie passen nicht in den Raum. Sie haben die glatten Gesichter von Jungen, und es erzählt etwas über den Druck auf den Arbeitsmarkt, dass sie nicht auf der anderen Straßenseite stehen, um ein paar Papiere zu bewegen. Die beiden Türken und der Libanese beeindruckten Schröder, weil sie mit ihren gefrästen Frisuren und tief hängenden Hosen aus sahen, als würden sie morgens um vier lieber ein paar Handys abziehen. Aber sie sind hier. Sie lehnen keinen Job ab, sie hauen von keiner Baustelle ab, und sie spielen auf ihren Handys immer wieder ein Lied des Rappers Sido, es ist die Hintergrundmusik ihrer Tage.

Steh auf, geh raus /

Und mach's einfach /

Heute wird Dein Tag /

Beweg einfach Dein Arsch.

Ince kommt nicht zurück in den Raum. Er ist jetzt sein eigener Arbeitsvermittler.

Manchmal hilft er dem Obstverkäufer auf der Straße vor seinem Haus, manchmal arbeitet er für die Reinigungsfirma eines Nachbarn und pflückt in Parks den Müll aus den Büschen. Er verdient etwas Geld, aber er vermisst den Lohn der Arbeit. Das Gefühl, mehr als ein paar Stunden gebraucht zu werden, mehr als ein paar Stunden dazuzugehören.

Eines Nachts steht Ince in einer Damentoilette und schlägt die Wände ein. Er schwingt einen schweren Hammer, und mit jedem Schlag verschwindet er tiefer in einer Wolke aus weißem Staub. Der Anruf kam unerwartet, Buchwalder brauchte ihn, und Ince fuhr los. Er füllt Schubkarren mit Schutt und rollt sie durch Gänge, an deren Wänden Dienstpläne hängen und Gewerkschaftspamphlete über gebrochene Tarifverträge. Ince sieht es nicht. Er trägt eine Schutzbrille, einen Mundschutz und Ohrstöpsel. Er ist ein Wesen aus einer anderen Welt.

Irgendwann in dieser Nacht steht Ince in schweißgetränktem Unterhemd draußen vor der Tür und friert, seine Augen sind durchschossen von Blut. "Ich glaube", sagt er, "ich halte bis morgen nicht durch." Er trinkt einen Espresso aus dem Automaten, den fünften in dieser Nacht, dann hört er einen der Arbeiter rufen: "Wo ist denn mein türkischer Handlanger?" Er geht zurück in die Damentoilette.

Am nächsten Morgen schleift er die Müllsäcke in den Hof und fegt um den Container herum, sein Kopf ist bedeckt von Staub, als wäre er über Nacht ergraut. Er nimmt seinen Lohn und geht über die Straße, durch die er kam, er bewegt sich rückwärts. Er setzt sich in eine Bäckerei und isst ein Stück Bienenstich, dann geht er die Treppe zur U-Bahn hinunter. Auf halbem Weg bleibt er stehen und sieht den Menschen nach, die an ihm vorbeiströmen, in die andere Richtung. "Die gehen zur Arbeit", sagt Ince, "und ich gehe nach Hause."

Er sieht aus, als sei ihm das unangenehm.

Fremde Männer mit Bärten

Ein Besuch bei einem ehemaligen Guantánamo-Häftling in Afghanistan.

Von Toni Keppeler, kunst & kultur 01.03.2010

„Trägst du einen Bart?“ fragte mein Kontaktmann am Telefon.

„Nein“, sagte ich.

„Dann lass dir einen wachsen. Wir müssen in den Süden, in die Stammesgebiete. Die Menschen dort reden nicht gerne mit Männern ohne Bart.“

Ich hatte noch eine Woche Zeit. Da wächst nicht viel. Mehr als ein Zeichen des guten Willens war das nicht.

„Tribal areas“ hatte mein Kontaktmann in seinem harten und holprigen Englisch gesagt. Tribe: der Stamm, der Clan. Wir glauben zu wissen, was das ist. Stämme, das sind Apachen, Komanchen oder Sioux und nur die ersten wurden von Karl May in den Stand der edlen Wilden erhoben. Die anderen sind nur wild und hinterhältig und verlogen. Wenn es zu ihrem Vorteil ist, wechseln sie mir nichts dir nichts ihre Verbündeten. Und Clans sind fies. Das wissen wir von der Seifenoper aus Denver.

Ich sollte also Stämme sehen und Clans und brauchte dazu einen Bart. Afghanen tragen Bärte und erwarten das wohl auch von anderen.

Der Afghane, den ich treffen sollte, gehörte zur ersten kleinen Gruppe, die aus Camp Delta entlassen worden war. Er wusste, was damals noch kaum jemand wusste: Wie es wirklich war in Guantánamo, jenem von der US-Armee in Kuba eingerichteten Straflager für des Terrorismus' verdächtige Asiaten. Irgendwie gehörte dieser Mann von vorn herein zum Stand der edlen Wilden. Er hatte Unrecht erlitten und schien bereit, darüber mit einem Ungläubigen zu reden. Auch der Mann, der mich zu ihm bringen wollte, musste ein edler Wilder sein. Warum sollte er es sonst machen?

Eine Woche später holte mich mein Kontaktmann vom Flughafen in Kabul ab. Er war klein und ein bisschen dick. Er hatte dünnes fettiges Haar und einen ebenso dünnen Bart. Er war gekleidet, wie man sich einen Afghanen vorstellt: mit einem weiten himmelblauen Hemd, das fast bis zu den Knien reicht. Die Hose aus dem selben Stoff und im selben Ton, mit einem weiten, tief hängenden Schritt. Er trug eine von diesen braunen Mützen aus verfilzter Wolle, die ein bisschen an Baskenmützen erinnern und die man Pakul nennt. Er sagte, er heiße Ehsanullah.

Ehsanulla, und weiter?

Nichts weiter. Paschtunen haben in der Regel nur einen Vornamen. „Wenn du einen Nachnamen brauchst, nenne mich Wardak“, sagte er. „So heißt die Provinz, aus der ich stamme.“

Er sagte, der ehemalige Guantánamo-Häftling heiße Mohammed Ibrahim und er könne mich nicht zu ihm bringen. Der nämlich wohne in einem Dorf, das von den Taliban kontrolliert werde und da könne er nicht mit mir hin. „Sie werden dich für einen Spion halten“, sagte er. „Mich werden sie umbringen und dich werden sie entführen.“ Aber ich solle mir keine Sorgen machen. Er werde alleine hinfahren und den Mann zu Verwandten bringen im Süden, in einem Dorf, das an der Grenze liege zum Taliban-Gebiet. Dort könne ich ihn treffen.

Mit Informanten, die ich nicht kenne und letztlich auch nicht verstehe, versuche ich immer, so etwas wie eine persönliche Ebene zu finden. Das gibt mir das Gefühl, sie hätten dann Skrupel, mich zu betrügen. Bei Ehsanullah wandte ich die Standard-Methode an. Ich zeigte ihm ein Foto meiner Frau. In der Regel ziehen die Informanten dann selbst ein paar Bilder aus der Brieftasche, führen ihrerseits Frau und Kinder vor und schon ist man familiär miteinander.

Ehsanullah betrachtete das Foto sehr genau.

„Nice“, sagte er. „Very nice.“ Er habe kein Foto von seiner Frau und selbst wenn er eines hätte, dann dürfte ich es nicht sehen.

Aber er erzählte mir seine Geschichte. Dass sein Vater ermordet worden sei, als er vier Jahre alt war. Dass er mit eigener Hand Blutrache geübt habe an der Familie

der Mörder, 22 Jahre später. Dass er Mudschaheddin war in der Truppe des Warlords Gulbuddin Helmatyar und gegen die Sowjets gekämpft habe. Da habe er Mohammed Ibrahim kennengelernt. „Ein tapferer Mann. Einer der besten Panzerfaust-Schützen.“

Ein paar Tage später fuhren wir in Richtung Süden. Hinaus aus der staubigen und grauen Ruinenstadt Kabul, auf der Straße, die nach Kandahar führt. Die hörte bald auf, asphaltiert zu sein, und als wir nach vielleicht 20 Kilometern einen Militärposten passierten, sagte Ehsanullah: „Hier endet der Einflussbereich der Regierung.“

Die Straße führte durch ein weites Tal voller intensiver Farben. Links und rechts die kargen grauen Berge, darüber ein tief blauer Himmel. Und unten im Tal, entlang des kleinen Flusses, ein breiter Streifen in sattem Grün. „Wenn die Schlafmohnfelder blühen, ist es noch schöner“, sagte Ehsanullah. Dann sei das Grün blutrot gesprenkelt.

Immer wieder standen links und rechts an Trutzburgen erinnernden Höfe. Die Familien hier verstecken sich hinter über mannshohen dicken Mauern aus graubraunen Lehmziegeln. Irgendwo in der Ferne ratterte ein Schnellfeuergewehr. Es war so leise, dass Ehsanullah nicht einmal einen Blick auf die Kalaschnikow warf, die er auf der Rückbank des Auto abgelegt hatte. Irgendwann bog er ab zu einem dieser Gehöfte.

Ehsanullah öffnete das Tor. Niemand war im Hof, niemand stand in der Haustür. Wir gingen ins Haus. Ich folgte Ehsanullah in ein großes Zimmer. Es war mit roten Teppichen ausgelegt, an den Wänden lagen ein paar Kissen. Die roten Vorhänge waren zugezogen und dämpften das Licht. Möbel gab es nicht. Auf dem Boden stand ein Tablett mit vier Gläsern, einer silbernen Kanne mit Tee und einer gläserner Karaffe mit warmer Milch. Dazu ein Schälchen mit süßem Gebäck.

In einer Ecke kauerte ein Mann. Er war mager und wirkte müde und fast ein bisschen zerbrechlich. Sein Bart war schwarz und grau, die dunklen Augen lagen tief im Gesicht. Er war traditionell gekleidet. Ein brauner Turban, das weite Hemd und die weite Hose in Taubenblau. Eine ärmellose braune Wollweste. Er war barfuß und hatte die Nägel der Zehen rot eingefärbt.

Mühsam erhob er sich. Erst jetzt sah ich, wie groß er war, mindestens ein Meter neunzig. Zur Begrüßung fasste er uns mit beiden Händen an die Unterarme, sanft, fast

schüchtern. Dann legte er die rechte Hand aufs Herz. Man wollte nicht glauben, dass dies der Mann war, der sich sowjetischen Panzern entgegengestellt hatte.

Mohammed Ibrahim sprach leise und hektisch, in Paschto. Ehsanullah übersetzte in sein holpriges Englisch. Dass Mohammed nie ein Taliban gewesen sei. Dass er Heroin und Opium geschmuggelt habe hinüber in den Iran. Dass dort an der Grenze im Norden die Tadschiken wohnen, Mitglieder der mit den USA verbündeten Nordallianz. Dass die das Drogengeschäft für sich allein haben wollten und ihn deshalb als angeblichen Taliban für ein Kopfgeld von 3000 Dollar an die US-Armee ausgeliefert hätten. Die US-Soldaten hätten den Tadschicken geglaubt. Schließlich ist Mohammed Paschtune und die Taliban sind es auch. So sei er nach Guantánamo gekommen.

Auch in Guantánamo beim Verhör habe er gesagt: „Ich bin Drogenhändler, ein ehrbarer Beruf mit dem man seine Familie gut ernähren kann.“ Aber sie hätten ihm nicht geglaubt und immer nur nach seinen Anführern gefragt.

Ob er misshandelt worden sei in Camp Delta?

„Nein“, sagte er. „Wir wurden ordentlich behandelt. Es gab genug zu essen. Aber immer nur Wasser und keinen Tee.“

Was denn dann schlimm gewesen sei?

„Wir lebten wie Vögel in einem kleinen Käfig. Und es war heiß, heißer als in Peschawar.“ Man habe ihm Haare und Bart abrasiert und beim Beten habe er nicht gewusst, in welcher Richtung Mekka liegt. Und das betonte er ganz besonders: „Die Aufseher waren Männer und Frauen und ich wusste nie, wer ein Mann war und wer eine Frau. Alle hatten die gleiche Uniform. Alle hatten kurze Haare und Sonnenbrillen und niemand trug einen Bart. Das hat mich sehr verwirrt.“

Er wusste nicht, warum er nach sieben Monaten wieder zurück nach Afghanistan geschickt worden ist. Man habe ihm auf dem Flughafen in Kabul 170 Dollar gegeben, damit er afghanische Kleider kaufen konnte und nicht mehr im orangefarbenen Overall herumlaufen müsse. Das Geld habe auch noch gereicht, um mit dem Taxi nach Hause zu fahren. Seine Familie habe längst geglaubt, er sei tot.

„Es war der glücklichste Tag in meinem Leben“, sagte er. „Es war, als würde ich noch einmal geboren. Als sei mir ein zweites Leben geschenkt worden.“ Seither aber könne er nicht mehr glücklich sein.

Mohammed Ibrahim sprach jetzt noch leiser und nicht mehr hektisch, sondern stockend. Fast flüsterte er ins Ohr von Ehsanullah und der übersetzte: „Wenn ich nachts bei meiner Frau liege... ich kann nicht mehr bei ihr sein... es geht nicht mehr... ich war schon bei einem indischen Heiler... er hat mir Kräuter gegeben... aber sie helfen nicht.“

Mohammed Ibrahim war bei meinem Besuch 45 Jahre alt. Ich dachte, das ist kein Alter für einen tapferen afghanischen Mann. Zum Abschied küsste er mich auf die Wange. Es fühlt sich seltsam an, wenn zwei bärtige Männer einander küssen.

Der ganz normale Hass

Seit zehn Jahren betreibt Uwe Dziuballa in Chemnitz das jüdische Restaurant "Schalom". Die Schmähungen und Zerstörungen nehmen kein Ende.

Michael Kraske, Sächsische Zeitung, 28.04.2010

Als Uwe Dziuballa morgens mit dem Fahrrad zu seinem Restaurant geradelt kam, erwarteten ihn neue Spuren des Hasses. Glas von allen fünf Lampen lag vor dem Eingang, die Fassungen waren rausgebrochen. Aus dem eingetretenen Briefkasten kroch eine Urinspur, Spucke klebte an der Eingangstür. Ein älteres Paar auf dem Gehweg hielt kurz inne. "Guck mal", sagte der Herr, "das sieht ja aus wie im Saustall." Die beiden wechselten die Straßenseite.

Eine Woche ist das her. Uwe Dziuballa, 45, beugt den wuchtigen Körper über den Tisch in seinem Restaurant, die freundliche Plauderstimme wird hart. Geschämt habe er sich in diesem Moment, sagt er. Dann bricht es aus ihm heraus: "Ich stand da und hatte die Schnauze voll." Er wiederholt das zweimal. "Ich war genervter als bei den vier Reifen, die sie am Lieferwagen zerstoßen hatten. Genervter als bei dem Schweinekopf, der morgens vor der Tür lag." Er habe wieder mal den Herrn vom Staatsschutz angerufen. Der sei dann auch gekommen und habe Fotos gemacht. Einen Koffer zur Spurensicherung habe er nicht dabeigehabt. "Da war Urin und Spucke. Aber wenn man keine Spuren sicherstellt, kann man auch keine auswerten." Dziuballa lacht bitter. Die Polizei verweist darauf, dass der Tatort fotografiert und Scherben sichergestellt worden seien.

Der Gastronom hat eine Leidenschaft für Zahlen. Über vieles führt er Statistik, es ist seine Art, die Welt zu begreifen. In den vergangenen zehn Jahren hat er 77918 Gäste im Restaurant gezählt, das er mit seinem Bruder Lars Ariel betreibt. Er zählte 35900 gegrillte Hühnerbrüste, über 82400 geöffnete Kronkorken und 385 Vorträge, Musikabende und Lesungen. Und er hat in dieser Zeit 1492 Drohanrufe gezählt.

Manchmal hört er am Telefon nur Atem. Oder aber eine Stimme sagt: "Wir wissen, wo du wohnst. Du wirst nicht mehr lange leben. Verschwindet! Jude verrecke!" Im Briefkasten liegen schon mal Schreiben mit Hakenkreuz und Reichsadler. "Judentum ist keine Religion, sondern ein Verbrechen", steht auf einem Papier ohne Absender. Ein "Patriot, Chemnitz" dichtet: "Mach auf die Tür und rude, werft raus das Übel Jude!" Dziuballa sagt, anfangs habe er der Polizei alles gemeldet: Anrufe, die zerstochnen Reifen, rausgerissene Blumen, Schmierereien, zerkratzte Türen.

Er zeigt Fotos von den Taten. Die Schreiben vom Staatsanwalt kennt er auswendig: Das Ermittlungsverfahren wird eingestellt, weil der Täter nicht ermittelt werden konnte. Darum hat er viele Jahre nichts mehr angezeigt, aber nach einem Schmä-Anruf war seine "Frau Mutter" neulich doch wieder beim Staatsschutz. Die Polizei müsste also von den permanenten

Drohungen wissen. Polizeisprecher Frank Fischer teilt jedoch mit, Dziuballa habe von insgesamt sechs Anzeigen nur zwei über anonyme Anrufe erstattet. Dziuballa sagt dazu, er habe die Beamten in diversen Gesprächen über etliche Straftaten informiert und auch den Telefonterror erwähnt. Die Vielzahl der Drohanrufe sei für die Polizei bislang nicht nachzuvollziehen gewesen, hält Fischer dagegen. Der Gastronom habe "offenbar in den seltensten Fällen Anzeige erstattet". Das "Schalom" sei aber "präventiv besonders im Blick". Verhindern konnte die Polizei viele Übergriffe aber nicht.

In Karl-Marx-Stadt geboren, verbrachte Uwe Dziuballa seine Kindheit mit den Eltern in Belgrad. Im Fernsehen liefen Heldengeschichten über Partisanen, mit den Jungs spielte er Krieg. Er war acht oder neun Jahre alt, als er seinem Vater stolz vom Sieg über die feindliche Partisanen-Bande berichtete: "Papa", sagte er, "ich bin jetzt Obersturmbannführer." Das Wort hatte er aufgeschnappt. Ohne zu wissen, dass es einen Rang der SS bezeichnet. Der Vater schlug zu, Uwe stürzte, der Vater lief weinend in die Stube. Der Junge verstand gar nichts. Danach weihte ihn der Vater in die Familiengeschichte ein. Uwe erfuhr, dass sein Großvater mit 27 Jahren in

Dormagen erschlagen, viele Verwandte ermordet worden waren. "Zwei Tage später wurde ich Partisanen-Kommandant", erinnert sich Uwe Dziuballa.

Das Judentum lernte er kennen, Geschichten über Israel und die Kibbuz-Bewegung, aber religiös war der Mann, der heute eine Kippa auf dem Kopf trägt, lange nicht. In der DDR studierte er Elektrotechnik, nebenbei lernte er Heines "Deutschland. Ein Wintermärchen" auswendig. Ein Denker, der gern Wandzeitungen produzierte. Als die Mauer weg war, machte er in Köln eine Ausbildung bei der Deutschen Bank, wurde abgeworben, verkaufte in New York und Miami Geldanlagen. Ihm gefiel, wie "normal egal" es war, als Jude in Amerika zu leben. Wo in jüdischen Altersheimen auch Nichtjuden jüdische Feste feiern. Als der Vater immer länger im Krankenhaus lag, kehrte er nach Chemnitz zurück. Kurz darauf starb sein Vater, 57 Jahre alt, an Krebs. 1994 war das. "Ein Schlüsselerlebnis", sagt Dziuballa.

Er und sein jüngerer Bruder entdeckten nun den Glauben. Lars Ariel studierte bei Rabbinern in Israel, ist heute Vertrauter des Berliner Rabbiners Yitzchack Ehrenberg. "Mein Rabbi ist mein Bruder", sagt Uwe. Er selbst ist nun nach der Tradition verantwortlich für Mutter und Bruder. Nach dem Verlust des Vaters diskutierten sie: Bleiben oder weggehen? Sie gründeten in Chemnitz den Verein "Schalom", hielten Vorträge in Schulen, später eröffneten sie das Restaurant.

Freitagmittag. In wenigen Stunden beginnt der Sabbat. Das Restaurant bleibt geschlossen. Dziuballa wird mit seiner Frau spazieren gehen, um Ruhe zu finden. Der Bruder wird das koschere Brot backen, sie werden sich bei der Mutter treffen, gemeinsam essen, beten, singen und reden. Seit vielen Jahren machen sie das so, jeden Freitag.

Ein Familienglück, aber das wird immer wieder jäh gestört, alle paar Tage oder Wochen. Es kommt vor, dass Uwe Dziuballa ein Fest besucht, alles ist harmonisch, bis das Handy klingelt und ihn jemand als "saudummen Juden" beschimpft. Jeder Anruf ein widerlicher Nadelstich. In der Summe: Psycho- Terror.

Dziuballa wirft das Foto von dem Schweinekopf, der vor vier Jahren vor der Tür lag, auf den Tisch. "Der muss ja angefasst worden sein. Das Tier war vielleicht irgendwo registriert." Mit dem Finger tippt er auf den blauen Davidstern, der auf das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Tier geschmiert ist. Fragt aufgewühlt, was das wohl für eine Farbe ist. Worte stocken, bevor sie sich überschlagen. Die Ermittlungen schildert er so: Am Telefon habe ihn ein Polizist gefragt, ob er den Schweinekopf vorbeibringen könne. Nach seinem Einwand, dadurch würden Spuren zerstört, seien doch noch Beamte gekommen. Einer habe später angerufen, weil die Fotos vom Tatort nicht mehr zu finden seien. Also habe er der Polizei seine zur Verfügung gestellt. Der Kopf habe im Kriminaltechnischen Labor untersucht werden sollen. "Wie mir mitgeteilt wurde, ist er in der Tierkörperverwertung gelandet. Darauf habe ich mir meinen Reim gemacht." Polizeisprecher Fischer bestätigt: Der Kopf wurde nicht im Labor untersucht, sondern vernichtet. Der Täter hätte alle Merkmale zur Herkunft des Kadavers entfernt. Von Dziuballa erhoffe man sich "mehr Kooperationsbereitschaft". Warum anzeigen, fragt der, bringt doch eh nichts.

Das "Schalom" und sein Geschäftsführer sind über Chemnitz hinaus bekannt. Am Eingang hängen Fotos berühmter Gäste: der Publizist Henryk M. Broder war da, der Kabarettist Dieter Hildebrandt. Bei der letzten Kommunalwahl trat Uwe Dziuballa für die SPD an. Man könnte vermuten, das garantiere Solidarität, zumal Oberbürgermeisterin Barbara Ludwig in der SPD ist, wie ihr Vorgänger Peter Seifert. Haben die Bürgermeister ihn unterstützt? Setzten sie ein Zeichen? "Nichts, gar nichts kam von denen", sagt Dziuballa, "ich empfinde keine Wut, aber grenzenlose Ernüchterung."

Auf Veranstaltungen nehmen ihn Politiker beiseite. "Muss das denn sein, das öffentlich zu machen?", werde er dann gefragt, "das wirft doch ein schlechtes Licht auf die Stadt." Wer so was sagt, will Dziuballa nicht verraten. Der vertraute Ton legt nahe, dass es sich um Parteifreunde handelt. Er will niemandem etwas unterstellen. Unter den Polizeibeamten seien akribische Ermittler gewesen. Aber einer habe flapsig bemerkt, dass er sich nicht wundern müsse, wenn er ein Restaurant mit diesem Logo betreibe. Das zeigt einen Davidstern auf Füßen. Das Schild am Eingang wird immer wieder demoliert.

Man fragt sich, warum er sich das antut. Bis heute hat er Schäden in Höhe von 39741,63 Euro errechnet. Was der Hass in ihm anrichtet, zeigt er nicht. Nach dem

letzten Übergriff organisierte die Frau von der Chemnitzer Tafel eine Mahnwache. Dziuballa sah in der Kälte Gäste des "Schalom" ausharren, auch Unbekannte. "Ich hätte nicht gedacht, wie gut mir das tut."

Ins Restaurant kommen Stammgäste, Juden und Nichtjuden, aber immer noch fragen einige unsicher, ob sie denn hier essen können, auch wenn sie keine Juden sind. Er erzählt von dem Gast, der eine Tomatensuppe bestellt hatte. "Die jiddische Tomatensuppe ist wie die Liebe", sagt Dziuballa, "sie fängt süß an und wird nach unten immer schärfer." Er erkannte am Gesicht des Mannes, dass ihm die Suppe nicht schmeckt, und fragte nach. Nein, alles bestens, wehrte der Gast ab. Dziuballa blieb hartnäckig: Sprechen Sie bitte ganz offen. Derart ermutigt rückte der Mann mit der Sprache heraus: "Ich will nicht antisemitisch erscheinen, aber die Suppe hat mir nicht so geschmeckt." Uwe Dziuballa hat ihm versichert, dass Kritik an der Pfeffermenge nicht antisemitisch ist. Der Gast kommt seitdem regelmäßig, isst aber keine Tomatensuppe.

Ein glücklicher Moment wäre, wenn ein Gast die Tomatensuppe im "Schalom" kritisieren würde, ohne zu überlegen, wie er das dem Juden am besten sagt. Um dieser Normalität näherzukommen, macht Uwe Dziuballa weiter. Darum wird er das frisch geritzte Hakenkreuz auf der Toilette überpinseln. Er schließt die Eingangstür mit dem hässlichen Riss im Glas ab und geht in den Sabbat.

Ziellos zähe Tage

Bernd ist arbeitslos, aber er sagt es keinem. Morgens verlässt er pünktlich das Haus, mittags sitzt er auf der Parkbank, manchmal geht er ins Drei-Euro-Kino. Vor sechs Uhr abends kehrt er nie nach Hause zurück. Das Protokoll einer versteckten Arbeitslosigkeit

Michaela Krüger, Kölner-Stadtanzeiger, 11.09.2010

Bernd* (* Namen geändert) hat keine Arbeit. Das alleine wäre keine Nachricht wert. Er ist einer von vielen Erwerbslosen, die es in Deutschland nach wie vor gibt. Aktuell liegt die Zahl bei Dreikomma zweimillionen, rund, so ungefähr, wie es dann schnell heißt. Die nächsten Statistiken werden Ende September veröffentlicht.

Einer wie Bernd bleibt in ihnen unberücksichtigt. Weil der sowieso rausfällt. Bernd hat keine Arbeit. Und er sagt es keinem. Außer hier, in seiner Wohnung, zum ersten Mal. Bernd steht in der Küche, es ist ein Uhr nachts, und er spült die Teller nach einem Essen mit Freunden ab, von denen ihm nicht viele geblieben sind. Wir sind allein, seine Freundin schläft, die leeren Rotweinflaschen hat er neben die Spüle gestellt. Ich bin arbeitslos", sagt er. Und eine Gabel fällt aus seiner Hand. Schon seit mehr als einem Jahr. Keiner weiß es." Bernd, der 40 Stunden die Woche in einer Tischlerei verbringt, häufig auch mehr. Der 3100 Euro verdient. Der ein Kind mit seiner Freundin plant. Alles angeblich. Bernd, 38, der dasteht und nur scheinbar funktioniert. Wie er das macht? Es ist eine lange Geschichte.

Jeden Morgen geht er durch die Tür, um so zu tun, als habe er noch einen Job. Ziellos zähe Stunden hat er vor sich, die es totzuschlagen gilt. Sie folgen einem festen Plan. Er führt von der Stresemannstraße rechts ab in die Gerberstraße, 125 Meter geradeaus, links in die Grünanlage, in der die Jogger laufen. Es ist 8.35 Uhr, seine Freundin, nennen wir sie Gitta, ist vor einer Stunde aufgebrochen. Sie arbeitet in der Verwaltung, beim Finanzamt, ausgerechnet dort", sagt Bernd. Korrekt sei sie schon immer gewesen. Und seine große Liebe auch. Vielleicht sind es zwei der wichtigsten Sätze für diese Geschichte. Im Wohnzimmerschrank reiht sich ein Ordner mit der

Steuer 2009" an Rechnungen 2010", daneben folgt das Fotobuch von Mallorca 2007, darauf ein Album der Hochzeit von Susi", ihrer engsten Freundin. Den Rücken des Bandes zieren gemalte Herzen. An der Wand hängt ein Porträtfoto von Bernd und Gitta. Sie ist 29 Jahre alt, das Gesicht ist schmal, Rouge liegt auf den Wangen. Sie lächelt sehr schön, ihre Augen strahlen, ihre langen, blonden Haare sind gelockt. Bernd hält sie fest im Arm.

Gehen wir?", fragt Bernd in die Stille hinein. Dann fällt die Tür ins Schloss. Es hallt nach bis nach oben in den vierten Stock des Mehrparteienhauses. Zack, ein kurzer Krach, der zusammenzucken lässt. Warum mache ich das alles hier?", fragt Bernd, ohne eine Antwort zu erwarten und zieht sich die Kapuze in den Nacken. Eilig startet er seinen Weg. Stresemannstraße. Gerberstraße. Wie ein Gehetzter blickt er immer wieder hinter sich. Ja, wieso, Bernd?" Er schüttelt den Kopf, erwidert, ohne stehen zu bleiben: Ich weiß es nicht. Ich habe den Faden verloren." Gedanken mag es da viele geben, in einer Welt, die ein Kommt darauf an" ist. Ein Ja oder ein Nein. Ein Spiel oder eine Katastrophe. Wahrheit oder Lüge. Pflicht kann es lange keine mehr geben. Alles ist zu einer Sache der Auslegung geworden. Bernd hat ja Arbeit. Zumindest im Kopf. Zumindest glauben das seine Freunde. Zumindest seine Mutter. Zumindest seine Freundin, die ihn heiraten will. Ich habe es erst nicht gesagt, weil ich mich so geschämt habe. Und jetzt? Wie sollte ich denn der Person, die ich liebe, erklären, dass ich sie schon so lange belüge? Ich habe den Absprung verpasst. Und eine Wahnsinnsangst davor, dass es endgültig zu spät ist. Für sie und mich."

Stresemannstraße. Gerberstraße, Knick nach links. 840 Meter, 1230 Schritte, Bernd hat sie einmal beim Gehen mitgezählt. Sein Ziel ist die Parkbank, er stoppt um 9.08 Uhr. Bernd packt seine Butterbrotdose aus, stellt sie neben die Thermoskanne, die er jeden Morgen mit grünem Tee befüllt. Bis 11.45 Uhr wird er hier verweilen. Dann wird er seine Freundin vom Handy aus anrufen, dessen Vertrag er noch zwei, drei Monate bezahlen kann so lange, wie das geliehene Geld von seinem Freund Micha* reichen wird, dem er erzählte, er mache sich selbstständig und brauche dafür 20 000 Euro. 6325 Euro hatte er selbst noch auf dem Konto.

Bernd, wie soll das aufgehen? Wie kann das keiner merken? Und wie soll man selbst dieses Geheimnis behandeln? Darüber schweigen, es verraten?

Das Geld wird knapp. Die Zeit damit auch. 9.08 Uhr Parkbank. 11.45 Uhr Einläuten der Mittagspause. 13 Uhr weiter im Betrieb, der manchmal in einer günstigen Kinofrühnachmittagvorstellung endet, manchmal in einer der Bäckereiketten, in denen Bernd auf einen Knopf drückt und der Kaffee für 99 Cent fließt. Überlegt", sagt Bernd, habe ich das auch schon mal", und meint damit einen 430-Euro-Job anzunehmen. Aber dann wüsste es doch jeder. Früher, ja früher, da war alles so normal."

Früher machte er ja die 3100 Euro brutto im Monat. Früher, das ist eine Zeit, die sich weiter weg anfühlt, als sie es tatsächlich ist; 16 Monate sind es, die in Bernds Rücken liegen, eine Zeit, die ihn erdrückt hat, er geht jetzt stets ein wenig krumm, geduckt. Der persönliche Bankrott", wie Bernd ihn nennt, nistet sich ein im Körper. Vielleicht können Menschen ihm sogar zum Opfer fallen, sie verkümmern, sie verkrümmen in ihrer Haltung. Bernd schläft schlecht, sagt er. Nacht für Nacht erlebt er sein Leben wie einen nicht enden wollenden Film, der ihn um den Traum bringt und um den seiner Freundin auch. Sie wundert sich, wenn sie in der Nacht kurz wach wird, warum Bernd daliegt, mit offenen Augen, schlaflos und wirsch, wenn sie ihn berühren möchte. Das Kind soll doch endlich kommen. 2011, 2012? Bernd, was ist los, murmelt sie dann. Nichts, antwortet er und dreht sich um.

Manchmal, hat Bernd gesagt, denke er, jeder könne sein Geheimnis in ihm lesen, so, als sei er durchsichtig. Gläsern. Als könne es jederzeit brechen. Es tut uns leid, waren die Worte, auf die nicht mehr viele folgten. In den Sätzen, die an Bernd vorbeirauschten, kamen die Begriffe Finanzlage vor, schlecht, kein Platz mehr für ihn, etwas anderes finden. Kündigung. Acht Jahre hat Bernd in einem Betrieb gearbeitet, bis der Chef pleiteging. Schreiner hat er gelernt, seinen Meister nachgeschoben. Wenn es die Zeit neben dem Job zuließ, entwarf er selbst Möbel. Sein Meisterstück steht zu Hause in der Küche, es ist ein Tisch aus massivem Holz, mehr als zwei Meter lang. An ihm finden viele Personen Platz. Wobei fänden das richtige Wort ist, seit nur noch Bernd die Wahrheit kennt, und er sich mehr und mehr zurückzieht.

Die Arbeitslosenzahlen werden schön gerechnet, sagen Kritiker. Es wird darüber spekuliert, ob Hartz IV zu viel zum Leben ist. Oder zu wenig zum Sterben. Ob Bezieher das Geld nur versaufen und für Zigaretten ausgeben. Darüber, was sozial gerecht ist. Ob ein Hartz-IV-Empfänger ein Schmarotzer sei. Oder eine arme Sau. Oder einer, der sich stets redlich bemüht. Bernd rief seinen besten Freund Micha an.

Kannst Du mir Geld leihen? Ich will mich selbständig machen?"

Selbständig, womit?", fragte der.

Was mit dem Internet."

Was mit dem Internet?"

Ja. Einen Vertrieb für Baustoffe", sagte Bernd.

Das brauche seine Zeit, bis die Webseite aufgebaut sei, und auch, bis der Gründungszuschuss von der Agentur für Arbeit auf dem Konto eingegangen sei. Rund 10 000 Euro bekäme er. Wenn alles gut laufe, bewillige zudem die Bank einen Kredit. Er werde alles bald zurückbezahlen. Der Freund schickte ihm das Geld.

Freunde" hat Bernd nach wie vor, aber die sind verteilt quer durch Deutschland, und irgendwie kennen sie ihn ja, den Bernd. Der, das wussten alle, meldet sich sowieso nicht so oft. Viel zu tun. Wenn man sich sah, war alles wie immer, ein Wort gab das andere, alles war gut an diesen Abenden, und man verstand sich so, als habe man sich erst gestern gesehen. Zwei Bier, ab und an auch fünf, eine Runde Billard, oder ein gemeinsames Essen zählten zum Programm. Manchmal Disco. Danach Monate Pause und alles auf Anfang. Die letzte E-Mail von Micha, mit dem er schon die Grundschule besuchte, ist zwei Wochen alt. Hey", steht darin, muss für zwei Wochen nach Spanien. Besprechungen. Danach mal wieder einen trinken? Hier ist alles beim Alten. Grüße auch von Ellen. Schwanger sind wir immer noch nicht. Und selbst?"

Die Eltern, sagt Bernd, habe er schonen wollen. Er sitzt mit mir in der Bahn, und sie fährt uns zum Mittagessen zu ihnen. 37 Kilometer entfernt wohnen sie von der kleinen Stadt im Ruhrgebiet, in der Bernd heute lebt. Seine Eltern kenne ich von früher, von damals, als Bernd zu einem Freund wurde, in meiner Studienzeit.

Manchmal haben wir seine Eltern gemeinsam besucht, wenn wir am Wochenende unterwegs waren und Lust hatten auf einen Kaffee zwischendurch. Wie lange ist es her, dass ihr mal zusammen hier wart?", sagt die Mutter, eine kleine, rundliche Frau mit einer großen Brille und viel Freundlichkeit im Gesicht. Und man weiß nicht, ob man hibbelig werden möchte, ungeduldig, sauer, mitleidig, ob man sich schämen muss, weil man irgendwie Teil der Lüge geworden ist, ob man schreien möchte: Das muss doch jemand begreifen. Irgendjemand? Die Mutter vielleicht? Zumindest die, schießen die Gedanken durch den Kopf, während man so dasitzt zwischen Kartoffeln und Rotkohl und der Vater sich eine extra Bratwurst auf den Teller legt, ganz wie früher. Das war schon immer Bernds Lieblingsessen", sagt die Mutter zwischen zwei Löffeln und dann, zwischen einen weiteren Löffel hinein: Bub, du siehst schlecht aus." Sie kaut auf einem Stück Wurst, der Vater schweigt, am Ende fragt er, ob man am Wochenende zusammen Fußball gucken wolle. Oder das Spiel zumindest im Radio hören. Weil, nun ja, das Geld werde ja auch nicht mehr und die Tickets fürs Stadion kosteten 44,90 Euro. Ruf doch einfach durch, wenn du weißt, wie es mit deiner Zeit aussieht." Er steht auf und geht in den Keller, um weiter an der Eisenbahnanlage zu basteln. Bernd sagt wenig, kaut viel. Als wir wieder gehen, umarmt er seine Mutter sehr fest. Kommt bald mal wieder, das wäre schön", sagt sie. Und grüß die Gitta."

Verdeckte Arbeitslosigkeit" nennen Soziologen das Phänomen. Aber viel findet sich zu dieser Thematik nicht, wie auch? Der einzig bekannte Name lautet Dunkelziffer, wie immer in Geschichten, deren sozialer Inhalt prekär ist. Hier mag sie am schwierigsten zu erahnen sein, weil es nicht einmal eine Grundlage gibt. Die Arbeitslosenzahl ist gesunken, wir wiederholen das gern. Dreikommazwei. Doch wo liegt die Zahl wirklich, wenn man alle Umschüler, Zweitumschüler, Tagelöhner hineinrechnet? Oder Menschen wie Bernd, jene Größe von Mensch, die gering sein mag. Oder auch nicht? Wer kennt schon das wirkliche Ausmaß von Scham?

Offiziell gibt es Menschen wie Bernd ja nicht. Nur manchmal, in sehr seltenen Meldungen, die dann lauten wie Ein Mann in Süddeutschland hielt seine Arbeitslosigkeit vier Jahre lang vor seiner Familie versteckt. Das Ganze fiel erst auf, als er einen Schlecker-Markt überfiel. Die Polizei verhaftete ihn, das Gericht verurteilte ihn zu vier Jahren Haft. Die Schulden belaufen sich auf Summen im

sechsstelligen Bereich." Es existieren auch Filme über sie, einer von ihnen heißt "Auszeit". Der französische Regisseur Laurent Cantet hat ihn 2001 in die Kinos gebracht und diverse Preise damit gewonnen, darunter den Goldenen Löwen". Sein Protagonist ist ein arbeitsloser Manager, der eine Anstellung bei den Vereinten Nationen in Genf erfindet, um seine Kündigung vor der Familie zu verheimlichen. Dafür reist er zur Organisation, wo er sich auf den Gängen des Palais des Nations herumdrückt, Zeit totschlagend, halb pflichtbewusst die einschlägigen Broschüren studierend, die ihm verraten, worum es in seinem Beruf eigentlich gehen könnte.

Zwei-, dreimal im Monat steuert Bernd auf seinem Weg Firmen an, die irgendetwas mit Handwerk zu tun haben. Wenn es ein Sekretariat gibt, meldet er sich dort und fragt nach, ob vielleicht ein Job frei sei. Wenn nicht, versucht er, den Chef direkt zu erwischen. Er würde vieles machen, sagt er, auch nur für eine Woche kommen und zur Probe arbeiten. Einen Lebenslauf hat er immer dabei. Bernd, Realschulabschluss, Lehre, das Fachabitur nachgeholt, Meisterprüfung, mit der Note gut bestanden, mehr als 20 Jahre Berufserfahrung, zuletzt die acht Jahre in einem Vier-Mann-Betrieb. Dann die Pleite.

Einmal hat er ein Foto von sich vor einer der Firmen gemacht, wie zum Beweis, dass er wirklich da war. Er schält sein Handy aus der Westentasche. Da", sagt er und tippt auf das Display. Auf dem Bild lächelt er freundlich, die Haare sind zum Scheitel frisiert, ein weißes Hemd hat er an diesem Tag gewählt, um den Hals trägt er eine Krawatte. Der Arm, mit dem er sich gerade abgelichtet hat, ragt ins Foto hinein. Es hätte auch ein Schnappschuss sein können, von einem Junggesellenabschied. Aus dem Kururlaub. Mal so eben irgendwo.

Aus seinem Postfach hat Bernd vorhin einen Stapel brauner Umschläge geholt. Die Bewerbungen, die er verschickt, und die als Absagen zurückkommen, sind stets mit dieser Adresse versehen. Vorname, Nachname, darunter die Anschrift aus fünf Ziffern und der Stadt. Satt hab ich es", sagt Bernd, während es dunkel wird und kalt und nass und während er bemerkt, dass er seinen Schirm vergessen hat, und dass seine Freundin das gleich komisch finden wird, dass er so durchweicht von der Schicht nach Hause kommt. So satt."

Deshalb beschließt Bernd etwas. An einem weiteren dieser Morgende, an denen der Nieselregen die aufkommende Dämmerung in ein fades Grau taucht. Bernd steht am Fenster und fixiert einen dieser Punkte, die irgendwo im Nirgendwo liegen. Gitta hat dieses Wochenende bei einer Freundin verbracht. Sie müsse mal raus, hat sie gesagt. Bernd zündet sich eine Zigarette an. Lange atmet er ein, dann wieder aus. In der Luft bildet sich eine Kondenswolke.

Mit einem Mal lacht er aus dem Nichts. Es ist der Moment, in dem er die vermeintliche Entscheidung trifft. Ab morgen will er auf den Strich gehen. Arbeitsstrich, wenn es gut läuft, für einiges Geld am Tag. Das hat er gehört, von einem Freund, der ebenfalls seit Jahren keinen Job findet. Morgens um fünf Uhr stellen sich die Männer in eine Schlange und hoffen darauf, eingesammelt zu werden, wenn einer der Lieferwagen vorfährt, um sich die beste Ware für den Tag auszusuchen. Auf Baustellen geht es meist, weil Mörtel und Mauern immer Arbeit versprechen.

Arbeitsstrich?"

Ja, sicher", sagt Bernd. Machen doch viele."

Und das läuft gut?"

Keine Ahnung."

Schon mal gemacht?"

Nee. Aber wieso nicht? Ist doch nicht illegal."

Nein?"

Na ja. Kommt drauf an."

Umsetzen wird er diesen Plan später nicht. Es wäre ein weiterer Abstieg", sagt er am Abend. Aber die Geschichte von seinem Freund, die hat ihn nicht losgelassen, auch jetzt nicht, sie bleibt ein Lichtblick in einem Alltag voller Langeweile, in die sich Lügen reihen, eine nach der anderen, gepaart mit Angst. 50 Euro für den Tag, bar auf die Hand, hat der Fahrer im blauen Golf zu seinem Freund gesagt. Nur für echte Kerle." Dann ist der Freund eingestiegen, in einer abgelegenen Seitenstraße, nur wenige Kilometer von der Innenstadt entfernt. Die Bezahlungen sind unterschiedlich.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vier, fünf, manchmal sechs Euro die Stunde sind drin, wenn man sich hierher begibt. Wenn sich nicht der Alkohol in den Atem legt, man geduscht aussieht und danach, anpacken zu können, dann stehen die Chancen nicht schlecht, Arbeit zu finden für einen Tag. Manchmal auch für länger. Deutsch können muss man selten.

Am Ende, wenige Monate später, als wir uns wiedersehen, ist alles anders. Bernd erzählt, er habe Gitta die Wahrheit gesagt. Das Gespräch mit ihr dauerte sehr lange, über zwölf Stunden. Anschließend hat Gitta ihn verlassen. Das Vertrauen reicht nicht mehr" waren ihre Worte, während sie die Koffer packte. Kontakt haben sie keinen mehr. Einen neuen Job hat Bernd dafür gefunden. Er arbeitet ab Oktober wieder als Tischler. Er wird morgens durch die Tür gehen, um sechs Uhr in der Frühe. Stresemannstraße, Gerberstraße, die Thermoskanne unter dem Arm. 2500 Euro monatlich. Einen Haufen Schulden. Kein Kind. Eine Wohnung.

Die Welt als Bedrohung

Menschen, die unter einer Sozialphobie leiden, haben manchmal so viel Angst vor anderen, dass sie ihr Zimmer nicht mehr verlassen. Oft für mehrere Jahre, manchmal sogar für Jahrzehnte. Unsere Autorin hat sich auf die Suche nach ihrer Cousine gemacht, die sie noch nie gesehen hat.

Anne Kunze, Zeit Wissen, 18.05.2010

Mitten in Deutschland lebt eine Familie mit einem Geheimnis.

Ihre Wohnung ist groß und hell, gehalten in sanften Orangetönen, mit blauen Sofas und Sesseln.

Warme Sommerluft bläht die Gardinen. Alle Türen stehen offen. Bis auf eine, hinter der lebt Marie. Sie kommt nur noch aus ihrem Zimmer, wenn es unbedingt sein muss. Sie hat weder Freunde noch Arbeit. Sie war noch nie auf einem Konzert, hatte noch nie Sex.

Marie ist meine Cousine, ihre Familie auch meine. Dass es sie gibt, habe ich erfahren, als ich 16 war und sie 39.

Meine Verwandten meiden das Thema. Maries Name ist wie alle in dieser Geschichte geändert. Jetzt will ich endlich mehr erfahren.

Maries Eltern und ihr Bruder gehen nach draußen, wenn sie über sie reden wollen. Zu groß ist die Furcht, Marie könnte etwas mitbekommen und alles würde noch schlimmer.

Vielleicht sogar so schlimm wie damals, als sie acht Tage lang gar nicht mehr die Tür öffnete und alle Angst hatten, sie würde verdursten. Stundenlang redete die Mutter durch das Schlüsselloch auf sie ein, immer ganz leise, damit die Nachbarin nichts hörte. Morgens stellte sie ihr Mineralwasser vor die Tür - und nahm es abends unberührt wieder weg. Bis der Bruder irgendwann einen Zettel unter der Tür durchschob, auf dem stand, er habe Angst, sie würde sterben. Mit zittrigen Knien kam

sie endlich aus ihrer acht Quadratmeter großen Kammer und sagte: »Ich will nicht sterben!« Maries Geschichte gleicht der vieler junger Menschen, die am Leben und an seinen Anforderungen zerbrechen. Sie leben in aller Welt, in Deutschland, Japan, den USA, ihre Lebenswege haben aber eines gemeinsam: Irgendwann ziehen sie sich in ein Zimmer der elterlichen Wohnung zurück und brechen alle sozialen Kontakte ab. Manche für Monate, die meisten für Jahre, einige sogar für Jahrzehnte.

Hinter dem Rückzug vermuten die Psychologen schwere soziale Phobien - die Angst, sich zu blamieren oder den Ansprüchen anderer nicht gerecht zu werden. Angst vor anderen Menschen. In Japan ist das Phänomen offenbar besonders stark verbreitet, immer mehr Eltern bitten dort Psychologen um Hilfe, weil ihre Kinder ihr Zimmer nicht mehr verlassen wollen.

Der Psychologe Saito Tamaki spricht von einer »nationalen Tragödie«, die meist junge Männer in der Pubertät erfasse.

Wie viele Betroffene es gibt, ist schwer zu schätzen. Das japanische Gesundheitsministerium spricht von 50 000 allein in Japan, Tamaki rechnet mit einer Million. Sicher ist: Ärzte und Psychologen behandeln in Japan mittlerweile so viele Patienten, dass sie den Rückzülern einen eigenen Namen gaben:

Hikikomori¹, zu Deutsch: die Zurückgezogenen.

Maries Eltern kennen keinen Namen für den Zustand ihrer Tochter. Sie nennen sie »isoliert«. Über ihr Schicksal sprechen sie nur selten. Wie sollten sie anderen auch erklären, was mit Marie los ist?

In Deutschland ist das Phänomen des sozialen Rückzugs wenig erforscht. Wie viele hierzulande die Tür ein für alle Mal hinter sich schließen, vermag niemand zu schätzen. Allerdings melden sich auch bei der Freiburger Psychologin Elisabeth Schramm, einer Expertin für soziale Phobien, immer häufiger besorgte Eltern oft schon erwachsener Kinder, die nicht mehr hinauswollen. »Es gibt mehr soziale Phobien, weil unsere Ansprüche gewachsen sind. Da reagieren viele mit Leistungsverweigerung«, vermutet sie. Eine soziale Phobie bedeutet aber nicht unbedingt den vollständigen Rückzug - manche Soziophobiker gehen einfach nur nicht mehr auf Partys, meiden Unterhaltungen mit Fremden oder brechen die Schule ab.

Wann Maries Angst begann, weiß niemand mehr so genau.

Aber die Eltern und der Bruder spekulieren viel. Sie fragen sich, ob sie nicht etwas hätten merken müssen, als Marie noch ein Kind war, als sie zugenommen hatte und die Klassenkameraden sie auslachten. »Da muss die Traurigkeit gekommen sein«, sagt der Bruder. Maries Schüchternheit habe er sehr schnell als Normalität hingenommen, später auch ihren Rückzug. Er zuckt mit den Schultern: »Man findet sich irgendwie mit der Situation ab, obwohl sie eigentlich unerträglich ist.« Der japanische Psychiater Toshika Furukawa hat schon einige Hikikomori behandelt.

Die meisten, sagt er, seien als Kinder in der Schule gehänselt worden. »Dann beginnt ein Teufelskreis, die Kinder tun alles, um nicht aufzufallen.« Dazu bedienen sie sich kleiner Tricks: »Sie tragen hochgeschlossene Kleidung, damit der Hals nicht zu sehen ist, wenn sie erröten. Wenn sie trinken, fassen sie das Glas mit beiden Händen an, damit niemand sie zittern sieht. Sie schauen immer zu Boden und sprechen möglichst wenig.« Dieses Verhalten wirke seltsam auf andere und führe dazu, dass die Kinder noch häufiger ausgelacht würden als zuvor.

Auf Fotos von Marie kann man diesen Wandel nachvollziehen: Mit drei Jahren lacht darauf ein Mädchen mit heißen Wangen und offenem Mund, seine Hände streckt es der Kamera entgegen.

Die Haare sind lockig, die Lippen sehr rot. Später, mit 17, sind die Haare länger, verdecken das Gesicht. Marie schaut nicht mehr in die Kamera, jedes Bild zeigt ihr Profil. Die Lippen sind geschürzt, das Lächeln ist gequält. Die meisten Bilder stammen von Familienfeiern - die Familie ist groß, aber Marie sitzt immer alleine.

Marie geht zu dieser Zeit noch mit dem Bruder spazieren und gelegentlich ins Kino. In der Schule läuft es immer schlechter, Marie wechselt vom Gymnasium auf die Hauptschule.

Nach dem Abschluss lässt sie sich zur Säuglingsschwester ausbilden und arbeitet in einer Kinderklinik. Nach sieben Jahren muss sie den Schlüssel für das Säuglingszimmer an eine Krankenschwester abgeben, sie wird zum Aufwickeln von Mullbinden eingeteilt. Sie spricht weniger und geht gleich in ihr Zimmer, wenn sie nach Hause kommt.

Schließlich kündigt sie ihre Stelle und ruft am Mittag die Mutter an, sie komme nach Hause. Dort setzen sie sich an den großen, runden Tisch im Esszimmer. Später wird die Mutter sagen, sie bereue jede Sekunde des Gesprächs, das nun stattfindet. »Marie, so geht es nicht weiter, du hast dich zurückgezogen, du redest kaum noch mit uns«, sagt sie. »Du musst zum Arbeitsamt und dich arbeitslos melden.« Die Mutter erzählt, Marie sei ausgerastet, sei in ihrem Zimmer verschwunden und habe die Tür zugemacht. »Für immer.« Seitdem, sagt der Vater, »leben wir wie mit einem Geist«. Die Mutter hört sie rumoren um drei Uhr morgens, »ich habe Herzklopfen nachts«. Manchmal holt sie sich etwas aus dem Kühlschrank, aber immer nur so viel, dass man meinen könnte, sie hätte nichts genommen.

Und sie räumt heimlich Schränke und Regale um.

Auch am Tag hängt eine beklemmende Stimmung in der Wohnung, jeder senkt automatisch die Stimme. Jeder weiß, es gibt da noch jemanden, der vielleicht zuhört. »Ich möchte sie so gerne mal in den Arm nehmen«, sagt die Mutter, »aber sie lässt mich gar nicht an sich ran.« Soziophobiker haben häufig eine sehr enge Beziehung zur Mutter, Psychologen bezeichnen sie als »verstrickt«. »Eine Familie muss sich ihren Hikikomori leisten können«, sagt der Psychiater Furukawa.

Wenn Eltern sich weigerten, sie zu versorgen, würden sie sich vielleicht sozialisieren. Die Psychologin Schramm gibt zu bedenken: »Bei der Methode >Friss oder stirb!< kann man auch sterben. Die Betroffenen benötigen professionelle Hilfe.« Marie hat die Gardinen in ihrem alten Kinderzimmer abgerissen und schwere Decken vor die Fenster gehängt. Sie lebt in völliger Dunkelheit. Bloß der Fernseher läuft die ganze Zeit.

Der Bruder hat kürzlich einen Blick auf sie erhascht, »ich habe nur ihren weiß gewordenen Pony gesehen, und sofort hat sie sich weggedreht«.

Elisabeth Schramm vergleicht die Abwesenheit jeglicher Stimuli mit Folter. Dem versuche Marie irgendwie entgegenzusteuern - durch das Fernsehen werde sie optisch und akustisch stimuliert, vielleicht sogar emotional. »Fürs Überleben ist das sinnvoll. Und es geht da nur noch ums nackte Überleben, nicht mehr um Lebensqualität«, so Schramm.

Vielleicht wäre Marie in früheren Zeiten als Eremitin bezeichnet worden, als weise Einsiedlerin. Aber Schramm hält es für unwahrscheinlich, dass Marie glücklich ist. »Sich selbst vom Leben abzuschneiden ist nicht gesund.« Menschen mit derart schweren sozialen Phobien haben den Kontakt zur sozialen Realität verloren, aber nicht den zur Realität. Sie wissen sehr wohl, dass es noch ein Leben außerhalb ihrer vier Wände gibt.

Um an Maries Leben teilzunehmen, haben sich die Eltern Tricks ausgedacht. Den Frosch auf der Badewanne etwa. »Wir denken oft, sie wäscht sich nicht«, sagt der Vater, »aber manchmal tut sie es doch, dann steht der Frosch unten.« In den 22 Jahren von Maries Eremitendasein gab es zwei oder drei Lichtblicke, erzählen sie. Marie kam für Stunden heraus, setzte sich zu den Eltern, wollte wissen, wer in der Familie geboren, wer gestorben sei. Drei Wochen dauerten diese Phasen - dann war alles wieder beim Alten.

Die größte Herausforderung für die Familie war ein Umzug 2005. Schon Monate vorher hatten die Eltern Marie erklärt, ihr altes Haus würde abgerissen, und sie würden an den Stadtrand ziehen. Aber Marie weigerte sich, ihre Habseligkeiten in Kisten zu verstauen. Bis buchstäblich die Wände um sie herum eingerissen wurden und schließlich ihre Schwester die Tür öffnete. »Da hat sie plötzlich geredet wie ein Wasserfall«, erzählt der Bruder, noch immer erstaunt. Die Schwester fuhr mit ihr in ein Café, wo sie miteinander plauderten, als ob alles ganz normal wäre.

Für die Dauer des Umzugs wohnte Marie im Schrebergarten der Familie, wo sie sich nach wenigen Tagen auch wieder zurückzog und die Fenster verhängte. Erst als die Temperaturen auf den Gefrierpunkt sanken, ließ sie sich überzeugen, mit in die neue Wohnung der Eltern zu kommen.

Als ich Marie kennenlernen möchte, habe ich keine Chance:

An ihre Tür klopfen darf ich nicht, Kontakt aufnehmen soll ich nicht. Ich schreibe Marie einen Brief. Normalerweise legen ihr die Eltern die Post auf eine Kommode. Ob sie meine erreichen wird, weiß ich nicht.

Während ich auf Antwort warte, besuche ich ähnliche Fälle, die mir das Leben meiner Cousine näherbringen könnten.

Es gibt Familien, die offener mit dem Rückzug ihres Kindes umgehen.

Wie Familie Schmidt. Thomas ist der Erste in der Familie, der es aufs Gymnasium geschafft hat - bis zur zehnten Klasse.

Dann standen Prüfungen an, der Junge, 17 Jahre alt, erwachte immer häufiger mit Bauchschmerzen und sagte Morgen für Morgen: »Ich kann nicht in die Schule.« Die Großeltern waren gerade gestorben, und Thomas hatte Angst, auch seiner Mutter könnte etwas zustoßen.

Er wollte am liebsten immer bei ihr bleiben. Einmal, er war 16 und hörte Tag und Nacht die Beatles, schenkte ihm sein Vater zu Weihnachten eine Reise nach Liverpool.

Nur sie beide, Vater und Sohn. Auf dem Weg zum Flughafen musste der Vater anhalten. »Ich kann nicht«, sagte Thomas leise. Die Eltern tauschten ihre Söhne, die Mutter fuhr mit Thomas nach Hause und der Vater mit dem kleinen Bruder nach Liverpool.

Jetzt ist Thomas 30 und stellt seiner Mutter immer die gleichen Fragen: »Was steht heute an? Was machst du?« Am Anfang drängten die Eltern ihn, tobten, er müsse doch in die Schule. »Mensch, Junge, stell dich nicht so an!« Sie dachten sich Strafen aus: nahmen den Fernseher weg und dann den Computer. Thomas rastete aus, zertrümmerte Schränke und Fensterbrett, schlug faustgroße Löcher in die Wand. »Unser Sohn war nicht mehr erreichbar für uns«, sagt der Vater, »als hätte man ein Stück Seife in der Hand, das wegflutscht.« Eine Jugendtherapeutin riet ihnen: »Es ist sein Leben, Sie können es nicht ändern.

Akzeptieren Sie es.« Da wurden sie gelassener im Umgang mit ihrem Sohn, und ihr Sohn wurde gelassener im Umgang mit ihnen.

Plötzlich tritt Thomas ins Zimmer. Weiß ist seine Haut, er sieht kaum Tageslicht, auch er hat sein Zimmer abgedunkelt.

Er trägt ein altes weißes T-Shirt, sein Blick ist schüchtern, sein Lächeln freundlich. »Hallo«, sagt er, holt sich eine Fanta und verschwindet wieder in seinem kleinen Reich.

Als er geht, herrscht minutenlang Schweigen. »Das ist ein großer Fortschritt«, sagt die Mutter schließlich. Seit Januar muss Thomas wöchentlich zur Therapie. Das hat ein Richter angeordnet, nachdem Thomas nicht zum Wehrdienst erschienen war. Auch Sozialstunden muss er ableisten. Als er nach der ersten nach Hause kam, erzählte er, er habe Rasen gemäht im Freibad. »Ganz kurz«, erzählt die Mutter, »habe ich Freude in seinen Augen aufblitzen sehen.

Ich glaube schon, er war ein bisschen stolz auf sich.« Die Psychologin Schramm hat in einer Studie herausgefunden, dass mehr als die Hälfte aller Patienten mit sozialen Phobien bereits durch kurze Psychotherapien³ eine mittlere oder deutliche Verbesserung ihrer Krankheit erfahren. Je länger der soziale Rückzug dauere, desto schwerer falle allerdings der Weg zurück in die Welt, sagt sie.

Den Soziophobikern fehlen viele Fertigkeiten, sie wissen nicht, wie man eine Bitte adäquat formuliert, ein Gespräch beginnt oder Konflikte löst.

Sven Hansen gehört zu denen, bei denen es besser wurde.

Er ist groß, hat muskulöse Arme und wasserblaue Augen hinter einer grauen Brille. Zum Gespräch lädt er in eine Eisdielen in Westfalen. »Vor vier Monaten«, strahlt er, »hätte ich das noch nicht gekonnt.« Alles ist neu: ein Spaghetti-Eis bestellen.

Der blonden Kellnerin in die Augen sehen. Ein ärmelloses Shirt tragen. Früher gingen die Ärmel bis zu den Handgelenken - egal, wie heiß es war.

Seit vier Monaten macht er eine Therapie. Er sagt, seine Isolation habe er erst verlassen, »als der Druck von außen groß genug war«. Der Vater hatte Sven aus der elterlichen Wohnung geworfen.

Sven suchte sich eine eigene Wohnung und vergrub sich wieder. Aber ihm ging es niemals so schlecht wie Marie und Thomas, Sven ging hin und wieder - wenn auch mit viel Angst - einkaufen, in die Uni oder in ein Fitnessstudio. Dort riet ihm der Trainer zu einer Therapie.

Weil er nicht mehr weiterwusste, hörte er auf den Rat.

Zwei Jahre lang hatte er fast nur in seinem Zimmer gelebt. Zwei Jahre lang hatte jeder Tag mit Sat.1-Frühstücksfernsehen begonnen und sich mit Playstation- Spielen hingezogen. Zwei Jahre lang war die Angst sein ständiger Begleiter gewesen.

Soziophobiker stehen ständig unter Stress, können nicht abschalten. Angst hatte Sven, dass der Vater wieder sagen könnte, er sei faul. Und vor dem Anruf beim Professor, von dem er noch einen verloren gegangenen Schein brauchte.

Wie ein Tier im Käfig fühlte er sich, beobachtet von tausend Augen. Nachts schnürte sich die Angst wie ein Riemen um seine Brust und raubte ihm den Atem.

Ziel seiner Therapie, sagt Sven, »ist, dass ich die Angst kontrolliere und nicht die Angst mich«. Wenn er, wie neulich, einer Bekannten auf der Straße begegnet, läuft in seinem Kopf nicht mehr der alte Film ab: »Jetzt sage ich bestimmt was Blödes, und dann sagt die, hau ab, du Arsch.« Stattdessen habe er mit ihr über Fußball geredet.

Er grinst und beugt sich über den Tisch - die Bekannte hat ihn sogar zu ihrem Polterabend eingeladen.

Sven ist ein Ausnahmefall.

Einer, der das Leben außerhalb seines Zimmers wiederentdeckt hat. Und der Hoffnung macht:

Ich wünsche mir, auch einmal mit meiner Cousine im Café zu sitzen und Spaghetti-Eis zu essen. Aber ich weiß, dass das lange dauern kann. Marie hat auf meinen Brief nicht geantwortet.

Plötzlich war da dieser Schimmel

Mit Ende 20 erkrankt Micha Stiegler an einer seltenen Form der Demenz. Erst nach Monaten in der Psychiatrie stellen die Ärzte die richtige Diagnose: FTD. Sie ist hoffnungslos.

Wolf Schmidt, die tageszeitung, 06.01.2010

"I leg mi aufs Hausbankerl, Papa", sagt Micha. "Mach des, Micha", antwortet der Vater.

Das Hausbankerl ist Michas Lieblingsort. Er sucht es jeden Tag auf. Fünf Mal. Zehn Mal. Aber immer nur für wenige Minuten. Er liegt dann auf der Bank vor dem Haus seiner Eltern, den Kopf auf der Metalllehne. Ohne Kissen, ohne Decke, auch wenn die Temperatur kaum über null ist. Hektisch kaut er auf einem rosa Kinderzahnpflegekaugummi herum. Gut zwanzig Stück davon kaut er. Jeden Tag.

Sein Kiefer mahlt, mahlt, mahlt. Die Augen sind geschlossen. Was geht nur in seinem Kopf vor? Was bekommt er von der Welt um ihn herum noch mit? Und wie viel von dem alten Micha steckt in diesem Körper noch?

Plötzlich springt er auf und will einen Salat essen. Sofort. Micha setzt sich mit einer großen Schüssel an den Wohnzimmertisch. Kein Essig, kein Öl, nur Blätter. Er stopft sich mit den Händen eines nach dem anderen in den Mund, kaut, kaut, kaut. Keine zwei Minuten und die Schüssel ist leer. "I leg mi no mal naus, Papa", sagt er. "Ja, Micha", antwortet der Vater.

So geht das den ganzen Tag.

Micha Stiegler*, 31, leidet an einer seltenen Krankheit, die in wenigen Jahren zum Tod führt: der Frontotemporalen Demenz. Sie ist eine besonders tückische Krankheit, da sie meist schon vor dem 60. Lebensjahr ausbricht. So früh wie bei Micha bricht sie nur ganz selten aus, vielleicht gerade einmal bei einer Handvoll Fälle in ganz Deutschland, sagt die behandelnde Psychiaterin.

Die Krankheit ist auch so tückisch, weil die Ärzte sie oft erst spät erkennen. Anders als bei Alzheimer sterben bei der Frontotemporalen Demenz vorne im Stirnhirn nach und nach die Nervenzellen ab. Deshalb leidet zunächst nicht das Gedächtnis oder der Orientierungssinn. Es leidet die Persönlichkeit. Das Verhalten ändert sich. Das Ich stirbt ab.

Bei Micha Stiegler hat die Krankheit vor etwa drei Jahren angefangen. Gewissheit, was mit ihrem Micha los ist, hat die Familie Stiegler aber erst seit dem Frühjahr 2009. So lange dauerte es, bis die Ärzte herausfanden, dass er an Frontotemporaler Demenz erkrankt ist, kurz: FTD.

Es fing mit einer panischen Angst vor Schimmel an. Immer wenn er einen schwarzen Punkt sieht oder etwas Weißes, vermutet Micha Stiegler Schimmel. Auf dem Brot. Im Joghurt. An den Äpfeln. Ständig spült er Becher aus, Müll trägt er sofort nach draußen. Er wäscht sich zigmal die Hände, duscht endlos. Er wird wegen der Zwänge später eine Verhaltenstherapie anfangen, aber sie hilft ihm nicht. Wie soll sie auch? Seine Krankheit ist schlimmer. Viel schlimmer.

Irgendwann fängt Micha an, Frauen mit sexuellen Sprüchen zu belästigen. Ob er sie nicht mal besamen soll, fragt er eine Kollegin auf der Arbeit. Er wird abgemahnt. Und tut es wieder. Was ist nur mit ihm los?

Im Sommer 2008 landet Micha Stiegler in der Psychiatrie. Der Verdacht: Schizophrenie. Er wird am Ende sieben Monate in stationärer Behandlung bleiben, vollgepumpt mit Neuroleptika. Aber die Medikamente bringen nichts, sie sedieren ihn nur und lassen sein Gesicht aufquellen, wie Fotos von Weihnachten vor einem Jahr zeigen. Sein Blick darauf ist unendlich leer. Erst weitere Aufnahmen von Michas Hirn im Frühjahr 2009 bringen Gewissheit. Die Bilder der Tomografen zeigen: das Stirnhirn schrumpft. Diagnose: FTD. Keine Therapie und kein Medikament können die Krankheit aufhalten.

Micha Stiegler lebt seitdem wieder im Haus seiner Eltern in den bayerischen Voralpen. Vater Johannes Stiegler ist in Ruhestand und kann sich so tagsüber um ihn kümmern, während Mutter Maria zur Arbeit geht. Allein lassen wollen die Stieglers ihren Micha nicht mehr, zu Hause nicht und im Ort nicht.

Micha Stiegler hat verlernt, was angemessen ist und was nicht, was richtig ist oder falsch, gut oder böse. Er pinkelt bei offener Toilettentür. In Restaurants schnappt er sich einfach eine Pommes von einem anderen Teller. Er fängt plötzlich mitten in einem Laden mit Schuhplatteln an. Und wenn Geld herumliegt, steckt er es ein. "Er ist wie ein unerzogenes Kind", sagt der Vater.

Im Ort können sie nichts mit der Erkrankung anfangen. Vater Stiegler hat aber auch keine Lust, den Leuten alles auf die Nase zu binden. Wenn sie mal fragen würden: Was hat denn der Micha? Wie geht's ihm? Dann würde er es ihnen vielleicht erklären. Aber sie fragen ja noch nicht einmal. Sie wenden sich ab.

Früher war Micha Stiegler ein fröhlicher Mensch, erzählt sein bester Freund. Heute lacht Micha nicht mehr. Die Emotionen sind wie abgestorben. Alles scheint ihm egal zu sein. Nachrichten, die Zeitung, Filme. Wenn er Fernsehen schaut, dann nur Viva und MTV, er zappt dann hektisch zwischen den beiden Musiksendern hin und her.

Man kann neben Micha sitzen und mit seinem Vater über seine Krankheit reden: Er reagiert nicht. Bekommt er nicht mit, dass es um ihn geht? Was nimmt er überhaupt noch bewusst wahr? Micha kennt noch die Namen und die Gesichter von Bekannten. Oder auch von Orten, an denen er schon war. Aber ein Gespräch mit ihm zu führen, ist kaum mehr möglich.

Was sind Sie von Beruf?

"Controller."

Was macht ein Controller so?

"Copy, Paste."

Schon wendet er den Blick ab und murmelt: "Nach der Ebbe kommt die Flut". Das ist aus dem Lied "Mensch" von Grönemeyer. Er macht so was öfter. Plötzlich platzen Zitate aus ihm heraus. "Wie kommst da jetzt drauf, Micha?", fragt ihn der Vater dann. "So halt", sagt Micha.

An der Ampel wartet ein Lkw. "RO-KY" steht auf dem Nummernschild. Micha sagt plötzlich: "Rocky. Rocky Balboa."

Micha Stiegler ist von einer inneren Unruhe getrieben, die sich nur schwer beschreiben lässt. Der Vater spielt mit ihm "Mensch ärgere dich nicht". Nach drei Mal würfeln sagt Micha: Machen wir was anderes? Sie gehen Spazieren, nach wenigen Schritten sagt Micha: Gehen wir wieder heim?

Sein Leben besteht aus Ritualen, die er wiederholt und wiederholt. Essen. Kaffee. Spazieren. Und immer wieder raus aufs Hausbankerl. Aber er kann keine Tätigkeit auskosten, er hakt sie nur ab. Zwischendurch stopft er Süßigkeiten in sich rein, Duplo oder Maoam. Gleich danach kaut er einen seiner Zahnpflegetaugummis. Um sich innerlich zu reinigen, vermutet der Vater.

Johannes Stiegler erträgt all das mit stoischer Liebe.

"Sagst es dann, wenn's Suppe gibt, Papa"?

"I sag's dir, wenn's die Suppen gibt."

"Sagst es dann, ge?"

"Ja, mach i."

"Dauert nimmer lang, ge?"

"Des krieg mer scho."

Aber anfassen, ihn umarmen: das darf der Vater nicht. Micha lässt sich nicht mehr gerne berühren, von Fremden schon gar nicht. Gute-Nacht-Sagen muss immer Mutter Maria Stiegler kommen, gleich nach dem Abendessen um halb sieben. Vorher geht Micha aber noch zu seinem Opel und prüft, ob die Fenster zu sind. Jeden Abend.

Manchmal fahren die Stieglers mit Micha nach München. Dort hat er studiert. Dort ist auch sein Lieblingscafé, die Bar Centrale in der Nähe des Marienplatzes. "Ein kleines Stück Italien", hat er es immer genannt. Es gibt dort kleine Tischchen und Lämpchen, an einer Wand hängt ein Bild der Radlegende Fausto Coppi. Auch Micha Stiegler ist früher viel Rad gefahren, am liebsten am Gardasee. Heute ist der Café-Besuch nur noch eines seiner Rituale. Er bestellt den Cappuccino schon beim Reinkommen und trinkt ihn mit großen Schlucken aus, den Milchschaum leckt er aus der Tasse. Keine halbe Minute dauert das, dann sagt er: "Geh mer wieder?"

Noch nehmen die Stieglers ihren Micha überall hin mit. Auf dem Computer haben sie Bilder vom vergangenen Jahr gespeichert. Am Strand in Italien. Auf dem Oktoberfest. In den Bergen. Immer ist Micha mit dabei.

Aber wie lange geht das noch?

Vater Stiegler hat sich im Internet informiert. Er hat die Broschüren gelesen. Er weiß, was bald schon droht. Inkontinenz. Aggressivität. Sprachstörungen bis zum Verstummen. Gehprobleme. Bettlägrigkeit. Schluckstörungen. "Wenn man des alles so liest ... ", sagt Johannes Stiegler und fängt an zu schluchzen.

Die Schluckstörungen sind es auch, die bei vielen FTD-Kranken zum Tod führen. Essensbrocken landen in der Luftröhre und lösen eine Lungenentzündung aus. Manchmal bleibt die Todesursache aber auch unklar. Doch dass der Tod kommt, ist unabwendbar. Die Lebenserwartung vom Beginn der Krankheit an liegt im Schnitt bei sechs bis acht Jahren. Bei Jüngeren verläuft sie oft sogar noch schneller.

Johannes Stiegler kennt diese Zahlen. Und natürlich hat er sich das früher ganz anders vorgestellt: Dass der Micha sich um ihn kümmert, wenn er alt wird und stirbt. Jetzt muss der Vater seinen Sohn pflegen und zusehen, wie er stirbt. Sie halten das irgendwann nicht mehr aus, haben die Ärzte zu ihm gesagt. Aber Johannes Stiegler will seinen Micha so lange zu Hause behalten, wie es nur geht. Er hat sich ein Heim angeschaut. Er kann sich das nicht vorstellen. Er sagt: "Im Altenheim san Alte."

Noch ist Micha Stiegler körperlich fit. Er ist ein kräftiger Kerl mit kurzen blonden Haaren. Ein schöner Mann. Jeden Nachmittag macht er Sport. Noch so ein Ritual. Er holt sich dann seine orangefarbene Jacke, zieht die Kapuze über den Kopf und läuft drei Mal ums Haus, den Berg auf der einen Seite hoch und auf der anderen wieder runter. Auch bei strömendem Regen.

Oben in Michas Zimmer steht ein Bild, das ihn bei einem Mountainbike-Rennen am Gardasee zeigt. Daneben sieht man ihn als Jugendlichen mit seinem Handballteam. Er steht in der Mitte der Mannschaft.

Von seinen alten Freunden ist nur einer geblieben, der ihn regelmäßig besucht.

Über Michas Bett hängen Fotos aus New York vor neun Jahren. Seine Exfreundin ist darauf zu sehen. Sie lächelt.

Mit der Krankheit ist die Beziehung in die Brüche gegangen, noch bevor die tödliche Diagnose feststand. Für Micha sind die beiden immer noch ein Paar.

* Alle Namen geändert.

Damit muss er jetzt leben

Detlef Halfa muss berühmt werden. Um jeden Preis. Wenn es sein muss, erst nach seinem Tod

Eva Simon, Freitag, 05.11.2009

Bei der Geschichte mit der Leiter ist sie hellhörig geworden, hat aber in die falsche Richtung gehorcht. „Willst du mich verlassen?“ hat sie gefragt, nachdem Detlef sie genötigt hatte, auf die neue Leiter zu steigen. Detlef war Bauleiter, und natürlich gab es eine große Malerleiter zu Hause. Zwar hat Christiane sich nicht getraut, auf das wackelige Ding zu steigen, aber das war nie ein Problem gewesen, fürs Fensterputzen war sowieso ihr Mann zuständig. Deshalb fand sie es seltsam, dass er wochenlang durch die Stadt rannte, auf der Suche nach einer Leiter, die bis an die Decke der gemeinsamen Altbauwohnung am Mehringdamm reichte, und so stabil stand, dass auch Christiane sie benutzen würde. Als er diese Leiter gefunden hatte, durfte sie nicht einmal den Mantel ausziehen, er hat sie gleich hoch gescheucht, seltsam stolz und euphorisiert. „Ich möchte sehen, ob du dich sicher fühlst“, hat er gesagt. Wenn man weiß, wie die Geschichte weitergeht, ist das ein ziemlich perfider Satz. Und Christiane, schon fast oben, dreht sich auf der Leiter um und sagt: „Es ist alles so komisch. Wozu brauch ich diese Leiter. Du bist doch da, oder willst du mich verlassen?“

Irgendwie hat die Richtung natürlich doch gestimmt. Denn verlassen hat er sie ein paar Wochen danach, und sie war wirklich auf sich gestellt beim Fensterputzen. Nur, dass das Verlassen viel absoluter war als sie sich das vorgestellt hatte, oben auf der Leiter. Am 12. März 2006 hat Detlef Halfa, Bauleiter und Künstler, sich umgebracht.

Die Busfahrt muss schrecklich gewesen sein. Draußen hat es immer noch geschneit, und der Bus wird überheizt gewesen sein wie immer im Winter. Auf dem Boden standen Pfützen von geschmolzenem Schnee und stanken nach nassem Hund.

Christiane ahnte, dass etwas Furchtbares passiert war. Am Vorabend hatten sie gestritten. „Autistisch“ verhalte er sich, hat sie ihm vorgeworfen. Und warum er eigentlich nicht mehr ins Atelier gehe? Was sei da los? Am nächsten Morgen ist er dann ja ins Atelier, früher als sonst. Es war noch dunkel, als Christiane das Klappen der Tür hörte. Es folgte ein Sonntag mit scheußlichem Wetter, sehr kalt für März, dazu der Schnee. Zum Kaffeetrinken war Detlef nicht zurück, das war ungewöhnlich, aber Christiane war immer noch verärgert wegen gestern abend. Erst um sieben rief sie an. Als niemand abhob, sprang sie in den Bus und fuhr ins Atelier, in dem seltsamen Bewusstsein, ihren Mann erhängt zu finden. Es war dann aber Gift. Neben seinem Kopf die Abschiedsbriefe, darauf ein vertrockneter Rosenzweig. Es hat lange gedauert bis die Polizei kam. In jener Nacht muss viel los gewesen sein. Offenbar gab es fast gleichzeitig mehrere Suizide in Berlin, das haben die Polizisten durchblicken lassen, aufgrund der seltsamen Wetterlage, haben sie gesagt.

„Vernichte mein Werk“, stand im Abschiedsbrief, „oder finde jemanden, der es betreut“, aber die zweite Möglichkeit war durchgestrichen. Vielleicht, weil Detlef das Vernichten dann doch konsequenter fand, vielleicht, weil ihm eingefallen ist, dass das nicht so einfach ist, „jemanden finden“. Als würde sich posthum jemand für ein Werk interessieren, das zu Lebzeiten niemand sehen wollte. Aber wenn er es ernst gemeint hätte mit dem Vernichten, warum hat er die Drecksarbeit dann nicht selbst erledigt? Anfangen hätte er wenigstens können, findet Christiane, wenigstens ein paar Werke symbolisch zerstören, aber alles außer ihm war unversehrt. So ernst kann die Aufforderung also nicht gemeint gewesen sein. Christiane steht vor einem Konvolut von sechs- bis 10.000 Werken. Viele davon riesig, torwandgroße Leinwände, Skulpturen, wo soll das alles hin? Den Sperrmüll rufen wäre das Einfachste, ist aber das Schwerste. Christiane entscheidet sich dafür, das Werk weder zu entsorgen noch wegzuschließen, sondern das Atelier weiter zu mieten.

Christiane will das erreichen, was Detlef in 35 Jahren nicht erreicht hat. Sie will das Werk bekannt machen. Aber bevor es mit Christiane weitergeht, müssen wir über Detlefs Kompromisslosigkeit sprechen.

Noch als Kunststudent darf er gemeinsam mit ein paar Kommilitonen eine Ausstellung im Künstlerhaus Hamburg machen. Das ist keine schlechte Adresse, aber Detlef gefällt der Raum nicht, den er zugeteilt bekommt. Als Kunstwerk liefert er ein Schriftstück ab, auf dem steht, dass er in diesem Raum kein Kunstwerk zeigen kann. Ein anderes Mal sagt er eine Ausstellung ab, weil ihn Steckdosen an der Wand stören. Wie es junge Künstler eben so machen, die davon ausgehen, dass der Durchbruch nur eine Frage der Zeit ist.

Christiane glaubt, dass er weiter gekommen wäre, wenn er kleinere Brötchen gebacken hätte. Sie nicht auf die großen, renommierten Galerien fixiert hätte, die ihn nun mal nicht angenommen haben. Nicht diese ständige Angst gehabt hätte, seine Kunst zu „beschädigen“. Christiane hat immer gesagt: Deine Kunst hält das aus. Aber zu Kompromissen war Detlef nicht fähig.

Es gibt da diese Geschichte ganz vom Anfang ihrer Beziehung. Christiane und Detlef waren nicht mehr blutjung, beide um die dreißig, Christiane hatte schon eine fünfjährige Tochter, Mareike, die sie alleine aufzog. Sie hatten sich auf der Mensa-Party an der Uni kennengelernt. Die Mensa-Party, sagt Christiane, war damals das, was heute Speed-Dating heißt. Eines Abends sollte Detlef bei Christiane übernachten. Sie hatte das Bett frisch bezogen, mit orange-lila-weiß-gestreiftem Bettzeug, das ihre Mutter ausrangiert hatte. Detlef sagte: „In dieses Bettzeug lege ich mich nicht.“ Christiane erinnerte ihn daran, dass man im Bett die Augen schließt, dass sie gleich das Licht löschen werde, und Detlef nichts mehr sehen müsse von den scheußlichen Streifen. Detlef zog Schuhe und Jacke wieder an und sagte: „Wenn du das Bett nicht anders beziehst, gehe ich jetzt durch diese Tür und du siehst mich nie wieder.“ Etwas in seinem Blick sagte Christiane, dass er das ernst meinte. Sie erhob sich und bezog das Bett neu.

Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, was Detlef von den Orten gehalten hätte, an denen Christiane seit seinem Tod Ausstellungen organisiert hat. Das wären einmal: Der sogenannte „Jahreszeitensalon“ des Bestatters, der Detlef beerdigt hat; dann das Verwaltungsgebäude der Allianz-Versicherung in Treptow; und ein Krankenhausflur in der Charité, wo Christiane in der Personalabteilung arbeitet. Doch ihr Ziel ist die

„Kunstwelt“. „Eine Retrospektive im Hamburger Bahnhof wäre schön“, sagt Christiane, aber sie schiebt gleich hinterher, dass sie sich keine Ziele setzen will.

Im Prinzip weiß sie ja auch, dass Detlef in einer Sache recht hatte: In der Kunst gibt es nur sehr selten einen langsamen, stufenweisen Aufstieg. Wer sich für bestimmte Sachen hergibt, bleibt für immer unten verfangen, in den Sphären des Kunsthandwerks; wird vielleicht von Amateuren hofiert, von „Kunstliebhabern“; von Galeristen, Kuratoren, Sammlern und Kritikern aber nicht wahrgenommen. Der Weg in den Hamburger Bahnhof führt genauso wenig über den Salon eines Bestattungsinstituts, wie der Weg ans Berliner Ensemble über GZSZ führt.

Wenn Christiane all das weiß – warum tut sie es dann trotzdem? Sie wird oft gefragt, ob es Schuldgefühle seien, die sie dazu verleiten, sich in Detlefs Atelier die Nächte um die Ohren zu schlagen, bei der Sisyphusarbeit, das Riesenwerk zu archivieren („Ein Werk, das nicht archiviert ist, wird von keinem Galeristen auch nur angefasst“). Aber liegt ein anderer Gedanke nicht näher? Nämlich der, dass es eine unbewusste Form von Rache sein könnte? Dass sie Detlefs Werke in diesem Rahmen präsentiert, eben weil sie weiß, dass er ihn verachtet hätte?

Nein, sagt sie, keinesfalls. Und dann wiederholt sie, was sie oft sagt: Mit seinem Tod habe er die Verantwortung in ihre Hände gelegt, er habe sein Werk selber nicht vernichtet, und sie gehe eben den Weg, den sie für richtig halte. „Damit muss er jetzt leben.“ Dann fällt ihr selbst auf, dass das ein absurder Satz ist, sie lächelt ein bisschen und schiebt schnoddrig hinterher: „Da oben irgendwo auf Wolke sieben.“

Vielleicht möchte man gern an die Rache-Hypothese glauben, weil man die Inszenierung mit der verwelkten Rose auf den Abschiedsbriefen so unerträglich findet. Und auch, dass in den Abschiedsbriefen nur vom Scheitern des eigenen Künstlertums die Rede ist und die Frau, mit der er die letzten 24 Jahre seines Lebens verbracht hat, mit keinem Wort erwähnt wird. Über ein Foto sagt Christiane: „Da sehen wir fast aus wie eine Familie.“ Christiane, Detlef und die kleine Mareike stehen neben dem geschmückten Weihnachtsbaum, auf den Köpfen achtziger-Jahre-Frisuren. Warum nur fast, wart ihr denn keine? „Doch, schon“, sagt Christiane. Geheiratet haben die beiden

erst vor ein paar Jahren. Damit Detlef im Falle ihres Todes abgesichert gewesen wäre. Es kam dann ja andersherum.

Christiane sieht müde aus. Auch auf die letzte Ausstellung, die in der Charité, gab es keine Resonanz. Die Kunstwelt schweigt. Vor ein paar Monaten hat sie noch gesagt: „Wenn ich nicht bald ein Bild verkaufe, kann ich die Ateliermiete nicht mehr lange zahlen.“ Heute sagt sie: „Lange kann ich die Ateliermiete nicht mehr zahlen.“ Sie weiß, dass sich etwas ergeben wird. Es hat sich noch immer etwas ergeben, wenn es auch nicht immer das war, wovon sie geträumt hat. Eigentlich wollte sie in die Erwachsenenbildung. Als sie nach dem Pädagogikstudium zum Arbeitsamt gegangen ist, hat der Sachbearbeiter gemeint, das Klügste wäre, schnell zu heiraten. In dem Metier kriege sie eh nichts. Er war selber studierter Pädagoge. Christiane hat dann als Telefonistin angefangen und ist ins Personalwesen gerutscht. Bei der Charité ist sie für den undankbaren Teil zuständig: Nicht für Einstellungs-, sondern für Trennungsgespräche. Und geheiratet hat sie nicht, um sich versorgen zu lassen, sondern um jemanden zu versorgen. So kann es gehen.

Es stimmt schon, dass es Künstler gibt, die erst posthum entdeckt werden. Es stimmt aber eben auch, dass allein in Deutschland jedes Jahr weit über 1.000 Studenten ihren Abschluss an einer Kunsthochschule machen. Einem Großteil von ihnen geht es wie Detlef Halfa. Sie werden hier und da vielleicht an einer Gruppenausstellung teilnehmen, hier und da womöglich ein Stipendium ergattern. Sie werden nicht vom Verkauf ihrer Werke leben können. Die Welt war nicht gemeiner zu Detlef Halfa als zu tausend anderen Künstlern. Warum glaubt Christiane, dass ausgerechnet Detlef mehr Ruhm verdient haben soll?

Sie sei keine Kunsthistorikerin, sagt sie, fachlich könne sie die Qualität der Werke nicht einschätzen. „Für mich haben sie die unbestrittene Qualität, dass sie Detlefs Leben waren.“ Und wenn die Fachwelt das Werk zur Kenntnis nehmen und verwerfen würde? Wenn sie sich im Atelier einfände und übereinstimmend zu dem Ergebnis käme: Wir haben es hier mit künstlerischem Mittelmaß zu tun, mit ziemlich epigonalen Stücken, die in erster Linie dekorativ wirken und wenig komplexe

Bedeutungsschichten aufweisen? Nur theoretisch, was wäre dann? „Dann hätte sein Leben für ihn keinen Sinn gemacht.“

Vielleicht hat Christiane etwas Ungesundes von Detlef geerbt, etwas, das ihr früher fern lag: sich auf ein unerreichbares Ziel zu fixieren. Es ist, als wäre sie in denselben Zug gestiegen, der doch schon einen Menschen in den Tod gefahren hat. Der Zug heißt: „Detlef Halfa muss berühmt werden.“

Aber zum Abschied sagt Christiane etwas, das Hoffnung macht. Sie sagt: „Bis an mein Lebensende will ich das hier nicht weiter machen.“

Deutschland, kein Wintermärchen

Auf dem Campingplatz „Am Aggerstrand“ überwintert, wer keine Wohnung mehr hat

Andreas Wenderoth, Focus, 13.02.2010

Zehn Zentimeter Neuschnee letzte Nacht und Detlef Kowalzik fühlt sich zu schwach rüber zu den unbeheizten Duschräumen zu gehen. Nur vor einer Kabine steht ein Stuhl, auf den man seine Sachen legen kann. Nimmt man seine Kleidung mit rein, wird sie nass, lässt man sie draußen, wird sie dreckig. Oder ist weg. Kowalzik bleibt lieber drin, hat ja heute frei. Gestern Abend saß der Lagerarbeiter im Wohnwagen mit zwei Kollegen vom christlichen Kreis und betete. Wollten grade rüber zum Griechen, da musste er sich plötzlich übergeben. „Wahrscheinlich Unterzucker“, vermutet Kowalzik, der Diabetiker ist. Vielleicht ein bisschen nachlässig, dass er sich noch keine neuen Teststreifen besorgt hatte. Aber heute morgen geht es ihm wieder gut. Er hat den kleinen elektrischen Heizlüfter angeschaltet, der zwar kaum wärmt, aber doch ein wenig die Kälte vertreibt. Das Gas ist ihm ausgegangen, aber noch fehlt ihm die Energie, eine neue 11-Kilo-Propangas-Flasche vom Vorplatz zu holen. Normalerweise reicht die Flasche eine ganze Woche, aber bei minus 6 Grad muss er fast alle drei Tage wechseln. „Geht ganz schön ins Geld“, sagt Kowalzik.

Vor fünf Jahren hat er seine Wohnung verloren: „Was genau jetzt der Grund war, weiß ich auch nicht.“ Aber irgendwie hängt es wohl mit der Trennung von seiner Exfrau zusammen. Jedenfalls lebt er seitdem auf dem Platz. Jetzt sitzt er hinter verbogenen Lamellen der Jalousie im Trainingsanzug am Laptop, schaut sich um in der Welt und landet in Köln. Im Internet hat er „Engel 24“ kennen gelernt, die ihm recht viel versprechend erscheint. „Sie 45, ich 43, passt doch!“ sagt Kowalzik. Dass er im Wohnwagen wohnt, hat er ihr vorsichtshalber noch nicht mitgeteilt. Besser nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen. Er weiß, manchen Frauen geht es nur ums Geld. „Die werden sofort gefiltert.“ Aber manchmal filtern sie auch ihn. Im Grunde könnte

er sich eine Wohnung leisten. Aber Kowalzik sagt, er will noch sparen: „Musst ja auch was reinstellen in so´ne Wohnung!“ Über den Platz wirbeln dicke Schneeflocken, als Detlef Kowalzik an jenem späten Morgen frohen Mutes den Satz in die Tasten tippt, der seine Einsamkeit ein für alle mal beenden soll: „Hallo, wie geht´s dir?“

Irgendwo zwischen Köln und Bonn, gegenüber einer AGIP-Tankstelle, in einer Senke neben der B 484, liegt eingeschneit der Campingplatz Lohmar. „Plätze frei“ steht auf dem Schild vorn neben der Kneipe „Am Aggerstrand.“ Die Wohnwagen, häufig noch aus den 70ern, hochgebockt, damit sie nicht im Hochwasser der Agger versinken, das hier bis zu viermal im Jahr eine Schlammwüste hinterlässt. Ein halbes Dutzend Deutschlandfahnen weht müde im Wind. Ein grauer Himmel, der seit Tagen die Sonne schluckt. Wolken wie schmutzige Wattefetzen. Am Eingang ein mit Grünspan besetzter Briefkasten, ein paar Meter weiter, neben dem Büro, eine Doppelreihe mit weiteren Briefkästen. Von jenen, die hier schon länger wohnen. Solche, die es auch im Winter in die Natur zieht. Und den Gestrandeten, die keine Wohnung mehr haben.

Campingplatzbesitzer Herbert Scheidt bietet hier, anders als die meisten seiner Kollegen, nach dem Vorbild US-amerikanischer Trailerparks „Wohnen auf Zeit“ an. Keine Kaution, zwei Wochen Kündigungsfrist. Tagesmieten ab 15 Euro. Meldeadresse auf Wunsch. Wer länger bleibt, kriegt Sonderkonditionen und wenn er es schafft, kauft er sich irgendwann einen eigenen Wagen. Dann muss er nur noch den Quadratmeterpreis von 8,25 Euro zahlen, plus Strom und Gas. „Wir haben uns spezialisiert auf Leute, die Wohnwagen mieten, um ein kurz- oder mittelfristiges Wohnproblem zu lösen“, sagt Scheidt. Manche bleiben ein paar Wochen, andere Jahre. Jeder dritte Camper, inzwischen 58, wohnen hier dauerhaft. Monteure, Menschen mit kleinem Gehalt oder Mini-Rente, Hartz IV-Empfänger. Seit der Wirtschaftskrise hat sich die Nachfrage dramatisch erhöht. Allein 2009 gab es 50 Prozent mehr Dauerbewohner als noch im Jahr zuvor. „Die meisten“, sagt Scheidt, „kommen aus finanziellen Gründen.“

Thomas, der pensionierte Bundeswehrunteroffizier, dessen Ehe in die Brüche ging, und der sich, schuldenbelastet, von 128 Quadratmeter mit Pool verkleinerte auf

knapp 10, ohne. Friedhelm, ein Stadtrat der Linken, dessen Gaststätte Pleite ging. Peter, Generalmusikmajor der Troisdorfer Prinzengarde, der von 476 Euro Rente leben muss und dennoch stets gutgelaunt an alten Orgeln herumlötet. Gabriel, der ehemalige Buchhalter, der schon seit 20 Jahren hier wohnt und sich inzwischen den dritten eigenen Wohnwagen zulegte. Klaudia, die Immobilienkauffrau, die nur vorübergehend hier ist und sich nicht besonders in der Zeitung gewürdigt sehen möchte, weil es bei den Kunden schlecht ankommen könnte. Ralf mit dem Papagei, der nach Spanien auswandern will und seine Heizung im Wagen so einstellt, dass er immer 10 bis 15 Grad hat, weil ihm das reicht. Und Hinrich, der eigentlich kam, weil er seinen Schäferhund nicht in der Wohnung halten durfte, der dann aber innerhalb eines Jahres sowohl den Hund als auch seine Frau verlor. Im Grunde ist es immer dieselbe Geschichte, aber sie hat viele Varianten und fast immer ähnliche Folgen.

Furnierte Einbauschränke, dunkle Eiche, braune Gardinen. Eine Bettnische, die ein Viertel des Raumes einnimmt, eine braun gemusterte Sitzecke, ein Vorzelt, zur Küche umfunktioniert. Ein Leben auf 15 Quadratmetern. Eine Wohnwagentoilette, die bei Minusgraden nicht funktioniert. Im Sommer ein naturnahes Paradies mit Bademöglichkeit, aber im Winter Feuchtigkeit, die durch die Ritzen dringt. Schlecht isolierte Wohnwagenwände und Öfen mit Umluftgebläse, die bullige Wärme erzeugen, aber gelegentlich ausfallen. Im Sommer kommen die Freiheitsliebenden, die Romantiker und Stadtflüchter, die der Anonymität ihrer Mietshäuser entfliehen wollen. Aber wer im Winter auf dem Platz ist, hat oft keine andere Wahl.

Der Wagen von Dirk Müller ist aufgeräumt und verströmt einen zitrusfrischen Duft. Müller, 45, Glatze, wischt akribisch die Schränke, betrachtet die Flächen gegen das Licht und nickt zufrieden. „Man muss auf sich achten“, sagt Müller, der nicht trinkt und nicht raucht. Kampfbereit bleiben. Falls es die Lage erfordert. Vor drei Tagen in Siegburg wollten ihn drei Jungs abziehen. Haben sie den Falschen erwischt. Müller lacht. Dem einen gleich den Daumen ins Auge gedrückt, dann „noch in die Fresse rein getreten“, die beiden anderen sind gleich weg. Keine Kampfmoral. Bei Schlägereien, sagt Müller, lässt er sich auf gar nichts mehr ein. Erzählt, wie man Handgelenke bricht und wie ein gezielter Schlag auf den Kehlkopf, einen Kampf termingerechtem beendet. Gelernt ist gelernt: Mit 19, nachdem ihn seine Eltern

rauswerfen, erzählt Müller, geht er als Söldner nach Afrika, später nach Jugoslawien, „für Geld Leute kalt machen“, wie er es nennt. „Devise: zuerst abdrücken. Das ist im Endeffekt mein Leben, sozusagen.“ Müller spricht mit angenehmer Stimme, sein Gesicht ist freundlich und offen, nur wenn er lächelt, bleiben die Augen merkwürdig kalt.

Genauer über seine achtjährige Kampfzeit möchte er nicht erzählen, doch wie um zu bestätigen, dass man ihn ernst nehmen kann und auch sollte, holt er eine Schachtel mit Dokumenten heraus, die seine Wehrhaftigkeit untermauern: Lehrgänge in professionellem Personenschutz und Kickboxen, Kommandoausbildung in Holland, „hier, mit schallgedämpfter Maschinenpistole beim Franzosen geschossen“, der Waffenschein für die Glock 9 mm, Modell 17, „hat die GSG 9 auch, mit dem Ding kannst du auch unter Wasser jemand kalt machen.“ Wie viele Menschen er getötet hat? „Bisschen war's schon gewesen“, sagt er und lächelt vieldeutig.

Früher hatte Müller eine Eigentumswohnung in Hamburg. Verliert sie nach der Trennung von seiner Frau. Lebt jahrelang in Hotels und Pensionen, weil er ohne Ballast jederzeit aufbrechen können will. Doch irgendwann ist sein Geld alle und Müller steht an der Schranke des Campingplatzes. Das Arbeitsamt hat ihm einen Computerlehrgang vermittelt. Doch Müllers Nahziel heißt London. Sobald er irgendwie 1000 Euro zusammen hat, will er sich dort rekrutieren lassen. Wieder in den alten Job. Irak oder Afghanistan. In beiden Ländern kann man gutes Geld machen. Müller sagt: „Überlebenschance 50 zu 50.“ Aber wenn er durchkommt, hätte er nach einem Jahr 100 000 Euro zusammen.

Am Abend liegt der Platz im fahlen Licht der gegenüberliegenden Tankstelle. Das Wasser in den Wohnwagen ist abgestellt. Der Frost hat sich an die Scheiben gesetzt. Mani, in der Wolke seines Atems, kämpft sich durch den dreckigen Schneematsch. Geht am verwaisten Grillplatz vorbei, passiert den Ort, an dem Scheidt letztes Jahr das kleine Hanffeld räumen ließ und grüßt rüber zu Jarek, dem mal jemand die Treppen angezündet hat, weil er nachts oft laut Musik hört. Minus sieben Grad, gefühlte Hartz 8, zu wenig Licht, zu viel schlechte Laune. Zum Glück hat man drinnen seine Ruhe. Dank des Fernsehers, der ununterbrochen läuft, muss man auch nicht

ständig reden. „Hauptsache es dudelt“, sagt Mannis Frau Sylvia, die in ihrer pinkfarbenen Strickjacke stark hustend mit ihrer Grippe kämpft. „Frauen haben immer irgendwas“, sagt Manni ungerührt unter seinem Schnauzer, und wie zur Erklärung hinterher: „Das sind Ritzenpisser.“ Sylvia: „Der erzählt wieder Scheiße.“ Sie verstehen sich gut. 42 Jahre Ehe, zehn Jahre Campingplatz, ebenso viele Jahre gemeinsame Arbeitslosigkeit – das schweißt zusammen.

„Lieber über Nacht versumpfen, als im Sumpf übernachten“, steht auf einem Schild am Wohnwagen von Manni und Silvia. Das heißt genau genommen, ist es nicht nur ein Wohnwagen, sondern gleich vier, die Manni, der gelernte Zimmermann, mit dem Vorzelt so zusammengebaut hat, dass es ein bisschen wie eine große Wohnung wirkt. Genau dies ist jedoch ein Teil ihres Problems, denn seit letztem Jahr haben sie die Behörden am Hals. Angefangen hatte alles mit dem Feuer. Als Manni vor gut einem Jahr die Explosion hörte, ist er gleich rüber gerannt. Die Zeitungen haben geschrieben, die beiden im Wagen hätten noch geschrien, aber das stimmt nicht, sagt Manni: „Die ham nichmal zip gemacht.“ Hatten Spraydosen zu nah an die Heizung gestellt. Seitdem pocht das Bauamt auf allerlei Vorschriften, um die sich früher niemand gekümmert hat. Brandschutz. Mindestabstand. Rettungswege und all diese Sachen. Alle Dauercamper des Platzes wurden aufgefordert, ihre Anbauten zurückzubauen. Auch Manni, der jetzt 63 ist und den Platz, wie er sagt, jedenfalls nicht lebendig verlassen wird, hat so einen Brief bekommen. „Wenn die räumen wollen, dann geht’s hier ab!“

Natürlich würde ihnen das Arbeitsamt auch eine Wohnung bezahlen, aber erstens wäre sie kleiner, und zweitens würde Manni doch die Gemeinschaft eines Platzes vermissen, auf dem sich die Menschen im Wesentlichen auf Augenhöhe begegnen. Auf dem Amt haben sie ihm mal einen Ein-Euro-Job angeboten. „Hast du sie nicht mehr alle?“, hat Manni seinen Berater angefahren. Das nächste Mal ist er dann mit der Kettensäge hin, „80er Schwert“, eine, die Eindruck macht. Schon im Flur hat er sie angeworfen. „Was meinst, wie die gerannt sind!“ Seit der Sache mit der Kettensäge braucht Manni jedenfalls nicht mehr zum Amt.

Hundert Meter weiter sitzt im dichten Dunst von Verschwörungstheorien und Zigarettenrauch Helmut Moschini, 57, den sie „den Österreicher“ nennen, im Wohnwagen und lässt sich von seinem Hund wärmen. Moschini, der als Fernfahrer Schrott und Lehm bis nach Bagdad gefahren hat, ist halbseitig gelähmt, seitdem er vor zehn Jahren einen Schlaganfall hatte. Rausgeflogen aus der Wohnung, weil er die Miete nicht zahlte, stand er im November 2008 auf der Straße, obdachlos. Fragt man ihn, wer er ist, drückt er einem wortlos ein Pamphlet von Sitting Bull in die Hand, in dem die alles zerstörende Gier des Menschen angeprangert wird. „Da steh ich voll dahinter, das ist Fakt!“ Moschini sieht sich als reinkarnierter Hopi-Indianer, was er äußerlich unterstreicht durch seine Lederweste, das Stirnband über den langen grauen Haaren und die Knochenkette an seinem Hals. „Die Hopis waren friedliche Menschen“, betont Moschini: „Haben nie gehortet, nie gesammelt, nie gespart. Das ist mein Ding!“

Der Invalidenrentner Moschini hat in seinem Leben so ziemlich alle Drogen genommen, die es auf dieser Welt gibt. Er sagt, im „Vaterunser“ ist es falsch formuliert: „Es müsste eigentlich heißen: Gott, führe mich in der Versuchung!“ Helmut Moschini, der am Computer Indianerhoroskope erstellt, und sich selbst als „androgyn“ bezeichnet, hat vorn in der Kneipe Hausverbot, weil er sich einmal im Rüschenrock - „ich trag gern Damensachen!“ - sehr breitbeinig hingesetzt hatte, was allgemein als anstößig empfunden worden war. „Ich hab sie überfordert“, sagt Moschini und preist das einfache Leben. Er brauche nicht mehr ein Steak jeden Tag, kocht sich selbst, alles was satt macht, irgendwas oder Nudeln, aber meist isst er nur „Brot mit Margarine und ´ne Zwiebel drauf.“

Am Sonntagmorgen beim Frühstück in der Kneipe, die Scheidts Frau mit Übersicht und klaren Worten führt, sitzt der harte Kern des Platzes beisammen und versucht dem Klammergriff des Frostes zu entfliehen. Buffet am Billardtisch, Kaffee und Zigaretten und Bier für den Pegel. Der Monat nähert sich seinem Ende, das Geld der Ämter ist verbraucht und die Kundschaft wird langsam rar. Aus den Lautsprecherboxen klingt Jimi Hendrix: „Hey Joe, where you gonna run to?“ Maggie redet mit einer Stimme, mit der man auch Stahl sägen könnte und Manni, irgendwo zwischen seinem Bierglas und dem tief sitzenden Basecup versteckt, ist wie immer

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

für die Witze zuständig. Aber er kann auch ernsthaft werden. „Der Platz hier ist für viele wie ein Luftballon“, sagt er dann. „Wenn da jemand ein Streichholz dranhält, haben sie gar nichts mehr.“ Und die wirklich Einsamen lassen sich auch in der Kneipe nicht mehr blicken. „An die kommste nicht mehr ran. Kannste jeden Tag wecken, die stehn trotzdem nicht auf!“ Irgendwann waschen sie sich nicht mehr, holen kein Gas und auch kein Wasser. Und dann wird es ganz kalt und still um sie.

Die Drecksarbeit

In Kairo wird gegen Schweinegrippe nicht geimpft, sondern geschlachtet. Im Frühjahr ließ die Stadt alle Borstentiere töten. Jetzt erstickt sie deswegen im Müll. Wie der Zusammenbruch des Schweinesystems zu einer Riesensauerei führte.

Martin Wittmann, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.10.2009

Vom Flugzeug aus ist die Größe Kairo schon nicht zu fassen gewesen, vom Boden aus aber ist sie nicht mehr zu begreifen. In der flimmernden Hitze verliert die Stadt die Konturen. Autos schieben sich in endlosen Reihen über den kaputten Asphalt und vergiften die sechzehn Millionen Einwohner mit Smog, ihr Klappern wird nur vom eigenen Hupen übertönt. In der Mitte dieses stabilen Chaos liegt das Viertel Dokki. Es gehört nicht zu den schlechtesten, die Häuser sind gepflegt, die Zäune gestrichen, in den Straßen aber türmt sich der Müll bis an die Kotflügel der Autos. Es stinkt nach Tomaten, die in Plastiktüten schwitzen. Als wir den Müll fotografieren, schreit ein Mann: "Was macht ihr da?" Gleich kommen mehrere Nachbarn zusammen. Neben uns springt eine Katze aus einem Karton voller schwarzer, dürrer Bananenschalen und huscht unter einen Wagen. Von dort sieht sie die Männer die Fäuste ballen und uns durch die Straßen treiben. Weg von dem Ort, an dem der Zusammenbruch eines auf Schweinen gebauten Systems zu einer Riesensauerei geführt hat.

Zwanzig Autominuten östlich von Dokki sitzt Izzat Mikhail in einem mintgrün gestrichenen Büro. Er ist Chef der Müllsammlervereinigung von Manshiet Nasser, einem Slum, in dem hunderttausend Christen leben, wie auch er einer ist. Auf sein Handgelenk hat er sich ein kleines Kreuz tätowieren lassen, er trägt ein ordentliches, schwarz und weiß gestreiftes Hemd, das nur vom Handy in der Brusttasche aus der Form gezerrt wird. Auf dem Schreibtisch liegen eine dicke Mappe mit ausschließlich handgeschriebenen Papieren und eine halbvolle Plastiktüte, die unter Mikhails Händen vielversprechend raschelt. Wenn er aus dem Fenster schaut, sieht er direkt in den

Slum. Er sieht Lastwagen und jede Menge Ziegen. Er sieht Frauen in unverputzten Häusern und Kinder, die vor einer bunt bemalten Schule toben. Vor allem aber sieht er Müll, Müll, überall Müll. Was er nicht sieht, sind Schweine.

Die Geschichte begann Ende des neunzehnten Jahrhunderts, als in den Oasen östlich der Stadt die Quellen versiegten und die dort lebenden Wahi nach Kairo zogen. Mittellos, wie sie waren, blieb ihnen nur die Arbeit als Müllsammler, geschäftstüchtig, wie sie waren, verkauften sie den Abfall aus den Straßen an die Bäder der Stadt, die ihn dann unter den Wasserbecken verheizten. Der Müllverbrennungsmarkt funktionierte, bis die Badehäuser vor etwa neunzig Jahren den Abfall durch Öl ersetzten, und Abfall bloß noch Abfall war. Zu dieser Zeit zogen koptisch-orthodoxe Christen aus Mittelägypten in die Vorstädte Kairos. Sie konnten oft weder lesen noch schreiben, alles, was sie besaßen, waren ihre Schweine. Schweine, die mit dem Abfall einer Stadt wie Kairo nicht nur gefüttert werden, sondern gemästet werden konnten. Gegen eine Gebühr waren die Wahi bereit, ihr schmutziges Geschäft an die Kopten weiterzugeben, die so ihr Vieh mit fressbarem Müll versorgten. Das informelle Schweinesystem entstand.

Kairos Hausbesitzer versteigerten das Recht zur Müllabfuhr an die Wahi, welche die monatlichen Gebühren von den Privathaushalten einzogen. Die Kopten, Zabbalin genannt, kauften den Wahis dann die Nutzungsrechte für bestimmte Wohngebiete ab, um dort den Abfall einsammeln zu dürfen. Wie Bauern, die ein gepachtetes Feld bestellen, oder Goldgräber, die einen abgesteckten Claim bearbeiten, gruben die Zabbalin in dem, was außen ihnen keiner mehr gebrauchen konnte. Al-Cheir, das Wertvolle, nennen Zabbalin den Müll. Je schwerer, um so besser.

Die Säcke, die Mustafa jeden Abend vor seinen Salon stellt, sind leicht. Haare wiegen selbst in Unmengen nicht viel. Seit vierzig Jahren steht Mustafas Friseursalon in Dokki. Der Mann mit dem lilafarbenen Kamm ist ein gewissenhafter Friseur, und sein akkurater Haarschnitt zeigt, dass es in Kairo noch mindestens einen zweiten seiner Art geben muss. Der Salon ist leer und gepflegt, einladend für jeden, der zuvor von einem Mob durch die ungesäuberten Straßen getrieben wurde. An die Wand ist ein großes Bild von Präsident Mubarak genagelt, daneben schießt in einem

aufgehängten Fernseher Bruce Willis um sich. Mustafa legt dem Kunden den Umhang an und schlägt vor, bei der Rasur einen Schnauzer stehen zu lassen.

Jeden Abend kehrt er die abgeschnittenen Haare zusammen und schüttet sie in einen Müllsack, den er dann vor die Tür stellt und der am Morgen stets verschwunden sei. Nicht ein einziges Mal hat Mustafa gesehen, wie die Zabbalin den Abfall abholen und selbstverständlich hat er auch ihre Tiere nie zu Gesicht bekommen. Er ist Muslim, und alles was mit Schweinen zu tun hat, ist für ihn unrein. "Wie kann man bloß Tiere essen, die zuvor den eigenen Müll gefressen haben?", sagt er und ein breites Lächeln lässt die Lücke zwischen den Schneidezähnen erkennen. Dann fällt ihm ein, dass er doch einmal Schweine in Kairo gesehen hat, im Frühjahr, im Fernsehen, es müssen Tausende gewesen sein.

Im Mai kam das ägyptische Parlament zusammen, um über Maßnahmen gegen die aufkommende Schweinegrippe zu beraten. Damals gab es noch keinen einzigen Infizierten im Land, aber die Menschen hatten Angst. Die Mediziner hielten sich mit Expertisen zurück, aber die Medien machten Druck, und auf einmal hieß es, dass an der Schweinegrippe die Schweine schuld seien. Daraufhin beschloss die Regierung, dass alle Schweine des Landes so schnell wie möglich getötet werden sollten. Es gab nur eine Gegenstimme, sie kam von Siyada Greiss, einer Koptin. "Bis auf den Namen gab es keinerlei Zusammenhang zwischen der Krankheit und den Tieren", sagt sie. Aber darum ging es offenbar auch gar nicht.

Als wenige Tage später die Wagen von Polizei und Gesundheitsministerium anrollten, wurden sie von den Bewohnern von Manshiet Nasser schon erwartet. Die hielten jedoch keine Ferkel in den Händen, sondern Flaschen, Steine und Gewehre. Der Kampf um die Ressourcen endete mit zwölf verletzten Zabbalin, sieben verletzten Polizisten und vierundzwanzig Festnahmen. Erst als sich die mächtige Kirche, die über dem Viertel auf den Muquattam-Felsen thront, in die Verhandlungen einmischte, gaben die Kopten ihre sechzigtausend Schweine her. Als Abfindung bekamen sie für ein Ferkel fünfzig Pfund, das sind sechs Euro, für eine Sau einhundert und für einen Eber zweihundert. Die Polizei errichtete Straßensperren, damit die Zabbalin ihre Herden nicht in Sicherheit schmuggelten, und schickte Männer in weißen

Schutzanzügen in den Slum. Die Männer trieben die Schweine aus den Hinterhöfen auf die Straßen, packten sie an den Läufen und warfen sie auf Traktorschaufeln. Die Tiere zappelten und schrieten so wild wie vergeblich. Die Traktoren hieften sie in die Höhe und schütteten sie in Container, in denen schon andere Schweine zappelten und schrieten. Ein kleiner Teil der Container wurde in die Schlachthöfe gefahren, wo die Tiere im Akkord abgestochen wurden und das Fleisch eingefroren wurde. Der Großteil der Container aber wurde in die Wüste gebracht, und es heißt, dort seien die Schweine mit Chemikalien besprüht worden und langsam und qualvoll verreckt. Ägyptische Schweine gibt es heute nur noch in Kühltruhen oder unter meterhohem Wüstensand.

In dem Büro, in dem Izzat Mikhail sitzt und das Schweinesystem erklärt, öffnet er nun die Plastiktüte, mit der er die ganze Zeit über geraschelt hat. Aus ihr holt er weitere kleine Tüten, jede mit einem Granulat gefüllt und nach Farben geordnet. Bald sieht der Schreibtisch des Chefs der Müllsammlervereinigung von Manshiet Nasser aus wie der Schreibtisch eines Drogendealers. Das Granulat ist der Rest jenes Mülls, den die Zabbalin nicht an die Schweine verfüttern, aber dennoch sammeln. Er macht heute sechzig Prozent des gesamten Abfalls der Stadt aus und ist der Grund, warum nicht alle Zabbalin arbeitslos wurden, nachdem man ihnen ihre Tiere genommen hat. Das Granulat geht nach China, wo sie aus ägyptischem Müll schöne Fleece-Jacken produzieren. Von den zwei Pfund, die den Zabbalin für jedes Kilo Plastik gezahlt werden, können die meisten aber nicht leben. Ihnen fehlt das Geld, das der Metzger ihnen sonst für die Schweine gab, deren Fleisch dann an große Hotels, an Ausländer und an Kopten verkauft wurde, die immerhin zehn Prozent der ägyptischen Bevölkerung ausmachen. In Wahrheit, sagt Izzat Mikhail, sei die ganze Aktion nichts anderes als eine Diskriminierung der Kopten. Die Schweine seien den Muslimen schon aus religiösen Gründen ein Dorn im Auge gewesen, mit der Grippe sahen sie auf einmal die Chance, sie auf einen Schlag loszuwerden. Die Schwere der Erkenntnis ruht eine Weile im Raum. Dann fragt einer der Gäste, ob er rauchen dürfe. Selbstverständlich, antwortet Izzat Mikhail, und kurz darauf sucht man gemeinsam in seinem penibel aufgeräumten Büro einen Aschenbecher, während vor dem offenen Fenster die Welt in Müll erstickt.

Noch vor dem Morgengrauen strömen die Zabbalin aus und klappern die Häuser ab. Je feiner die Adresse, desto besser der Abfall. Sack um Sack landet in den Körben, die sich die Zabbalin auf die Rücken geschnallt haben. Die Körbe werden später auf Lastwagen geworfen, die Lastwagen in die Slums gesteuert, auf denen stets ein säuerlichen Gestank lastet. Die Marienbilder sind so hoch über den Straßen gespannt, dass selbst die am dreistesten beladenen Laster locker unten durchpassen. So bringen die Zabbalin die Ware heim. Nicht auf die Straßen oder Halden schütten sie den Müll, sie kippen ihn direkt vor ihre Häuser, wo ihn nun die Frauen sortieren: Plastik, Kartonagen, Glas, Aluminium, Kupfer, Papier, Stoffe.

Ganze Erdgeschosse sind bis oben hin mit leeren Wasserflaschen gefüllt. Der Lichtstrahl, der schwach durch die staubige Luft dringt, lässt die Räume leuchten wie Kryptonit. Auf der Karre, die ein Esel vorbeizieht, hüpfen ein Berg zusammengeworfener Drähte auf und ab. Irgendwo wird ein Schredder angeworfen. Junge Männer schieben gepresste Papierwürfel auf einem Lastwagen wie Tetris-Bausteine ineinander, bereit für den Export in die umliegenden Fabriken. Ein Kind läuft in die bunt bemalte Schule, die unter Mikhails Bürofenster steht. Procter & Gamble finanziert die Einrichtung und bietet den Schülern kostenlosen Unterricht. Als Gegenleistung sollen die Kinder leere "Head'n'Shoulders"-Flaschen und "Provene"-Tuben des Konzerns in der Schule abgeben. So soll verhindert werden, dass die Zabbalin irgendein Gebräu in die Flaschen füllen und als Originalware verkaufen. In Manshiet Nasser ist Bildung soviel wert wie Originalmüll. Zuletzt aber, sagt die Schulleiterin, kämen immer weniger Kinder zum Unterricht. Viele werden von ihren nun völlig verarmten Familien in die Stadt zum Arbeiten geschickt.

Unter einem riesigen Sack, der behäbig über die Straße wackelt, krümmt sich ein Mann in gelben Gummistiefeln, der gerade aus der Stadt zurückkommt. Seit sie ihm die Schweine geholt hätten, verdiene er nur noch ein Drittel seines Lohnes, sagt er, ohne den Sack abzustellen. Außerdem müsse er härter arbeiten. Da Manshiet Nasser kein Schweinefutter mehr braucht, sortiert er den Müll bereits beim Abholen vor und wirft alles Organische zurück auf die Straßen Kairos. "Das haben sie nun davon", sagt er, und wackelt um die Ecke, während seine Rache in Vierteln wie Dokki vor sich hin stinkt.

Die Geschichte kennt nur Verlierer, das ist auch der Regierung bald klar geworden. Verträge mit ausländischen Firmen wurden geschlossen, Knowhow aus Europa angefordert. Sogar bei den in dieser Beziehung berüchtigten Italienern erkundigte man sich nach Müllvernichtung. All das kostete Geld, aber die Bewohner Kairos weigerten sich, eine erhöhte Gebühr zu zahlen. So dauerte es nicht lange, bis die Müllfirmen streikten und stinkende Berge auf den Straßen wuchsen. Schließlich mussten auch die Politiker einsehen, dass Kairo die Zabbalin braucht. Künftig sollen sie gerechtere Verträge mit den Wahi aushandeln dürfen und außerhalb Kairos Grundstücke bekommen, damit sie den Müll nicht mehr zu Hause sortieren müssen. Noch weiter draußen soll es sogar wieder Schweine geben, auf einhundert Hektar sollen richtige Farmen entstehen. Dem Schweinesystem aber will sich die Regierung offiziell nicht mehr beugen. Der organische Müll soll kompostiert, die Schweine mit Tierfutter versorgt werden.

Nach einer Dreiviertelstunde, in der Mustafa seinem Kunden den Kopf gewaschen, die Haare geschnitten und die Wangen rasiert hat, reißt er ihm den Umhang vom Leib. Was die neuen Schweinepläne betrifft, sei er äußerst skeptisch, sagt er. Er kenne amerikanische Farmen aus dem Fernsehen, schön sauber seien die Schweine dort. Bei den Zabbalin dagegen stünden sie früher oder später doch wieder im Müll und fräßen Dreck. Dann zeigt er ein letztes Mal seine Zahnlücke, verlangt sechzig Pfund für den Haarschnitt und verabschiedet den Kunden. Eigentlich hatte man ihn ausdrücklich darum gebeten, den Bart ganz zu rasieren, weil aber draußen auf Kairos Straßen alle Männer einen Schnauzbart tragen und weil ihn auch nie einer seiner Kunden bittet, diesen abzunehmen, hat er ihn einfach stehenlassen.